Kiss. 717
(4-7

# Reisenovellen

von

## Heinrich Laube.

Wer nicht Lust hat an einem raschen Pferd,
Und nicht Lust hat an einem blanken Schwert
Und nicht Lust hat an einem schönen Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib.

Zweite Auflage.

---

Vierter Theil.

K. KREISBIBLIOTHEK SPEYER

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1847.

Bibliothek

## 39.

# Bardolini.

---

Wir ließen uns von der Morgensonne bescheinen und dachten nichts und wollten nichts — Alles ringsum war Gold, und gesund waren wir auch, und es war mir, als ginge es direkt nach Rom.

Wir landeten am kleinen steinernen Molo von Bardolini und fochten mit der italienischen Gefälligkeit um unser Gepäck. Es war ein fauler papistischer Sonntag, das ganze Städtchen war in Putz, und der Wirth des kleinen, ganz kleinen Kaffeehäuschens, bei dem wir eintraten, um zu frühstücken, sah aus wie ein alter Römer an einem Feste des Jupiter. Er trug ein Paar ungewiß gelbe Nankinghosen, die er unzweifelhaft Tags vorher eigenhändig im See gewaschen hatte und jetzt an der Morgensonne trocknen ließ. Sie waren noch viel länger als seine sehr langen Beine. Ich hielt den Mann für einen Nach-

kommen der Fabier: mit demselben altrömischen Ernste, wie jene zu dreihundert in den Todeskampf zogen, schritt er hinter seinen kleinen Ladentisch und bereitete eine Tasse Kaffee. Ein ächt römischer Kaffeewirth, der nach Rom gehörte — er behandelte sein Geschäft mit derselben Feierlichkeit wie ein Prälat in St. Peter das seine. Sein blauer Frack war von einem würdigen, klassischen Alter; man bewunderte die Defekte der Aermel, wenn man in das feierliche Gesicht des Mannes blickte. Seine Nase war schöner und größer als die Vespasians, und die moderne Bildung war nicht spurlos an ihr vorübergegangen, der Schnupftabak war darin zu Hause. Er kochte immer nur für eine Tasse, und seine gläsernen Augen sahen stier hinein in die kleine Flamme, er holte immer nur ein Polentabrötchen vom Nachbar, und jede neue Bestellung einer Tasse und eines Brötchens nahm er mit solchem Geräusch und solcher Wichtigkeit auf, und er lief so weit hin und her, daß Bardolini, was sich mit Jugend und Alter vor seinem Hause versammelte, glauben mußte, es sei eine Karavane bei ihm eingekehrt. Das ist italienische Geschicklichkeit, aus Kleinigkeiten historische Fakta zu machen.

Anfänglich war es mir überraschend, bald aber doch sehr lächerlich, diese Heldenfigur Kaffee kochen, und wie ein kleiner Marqueur „subito — subito, Signore“ schreien zu hören, wenn eine Kleinigkeit verlangt wurde. Das geht aber in Italien nicht anders: der Himmel ist noch jener alte lateinische, die Männer wachsen noch lang und groß, aber sie erfechten keine Siege mehr, sondern sie kochen Kaffee. —

Wir ließen uns einen Kutscher rufen, und es begann wieder eine römische Scene, wobei das sonn-

tägliche Bardolini, was sich um uns herum gruppirte, seine Rolle getreulich mit spielte. Der Kutscher war ein schöner Römerkopf mit deutschen Augen und germanischem Haare. Es war eine Freude, ihn anzusehn, wenn er das hohe Fuhrlohn, was er bis Verona verlangt hatte, mit Wort und Geberde, mit Zorn und Lachen verheidigte. Er that das mit solcher Wichtigkeit und sprach mit einer Energie, wie der junge Scipio mit Carthagern unterhandelt hat. Ich betrachtete mir den jungen Mann mit vielem Vergnügen und konnte den Gedanken nicht los werden, was er für Glück machen würde, wenn er nach Berlin käme, namentlich da er nur italienisch verstand. Sie würden sagen — wenn ich sage „Sie," so meine ich immer die Berliner — Ne, det is een geborner Jardeofficier, und er spricht een Ausländsches wie die Heinefetter." —

Ich konnt' es ihm gar nicht verdenken, daß er so viel forderte und so viel Spektakel machte: es war Sonntag und er wollte mit seinem Mädchen Sonntag feiern, und sein Mädchen war gewiß das hübscheste in Bardolini. Aber wie schnöde verläugnete auch er die germanische Erinnerung seiner Locken und Augen, das hohe Fuhrlohn lockte ihn mehr als das schöne Auge seines Liebchens, er zürnte fortwährend, daß er uns fahren sollte, aber er fuhr uns und ließ um einige blanke Gulden sein Mädchen im Stich. Ein ächter Italiener!

Brausend ging's hinab von Hügel zu Hügel gen Verona hin. Die Rebengeländer am Wege wurden immer üppiger und zärtlicher, das Land ward immer dunkler grün, immer weicher, immer reicher. Die Pferde trabten lustig, die Sonne lachte dem Sorn-

tagsmorgen in's Gesicht, der Italiener sang, wir streckten uns behaglich in unserm Wagen, wir waren so herrschlustig, als führen wir zum Kongreß nach Verona und als wären wir Hauptpersonen.

Der Archivarius war eigentlich aus Berlin, und als wir Verona unten in der Fläche liegen sahen, da dachte er an Berlin. Das thut nun zwar jeder Berliner bei jeder Stadt, aber hier gab's doch eine Ursache dazu: wir sprachen von Hardenberg. Vor zehn Jahren war er auch herab von den Alpen nach Verona gefahren, und als man ihn zurückfuhr über die Alpen, da war der menschenfreundliche Mund kalt und das zärtliche Auge war geschlossen.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, es war ein sehr kalter, russischer Winter im Jahre 23, ich las damals alle belletristischen Journale, obwohl ich noch sehr jung war, und alle belletristischen Journale schrieben damals mit Enthusiasmus über das Theater, vom Kongreß zu Verona wollten sie nichts wissen. Ich war zu jener Zeit ein Tertianer und schwärmte für die Schauspieler und Schauspielerinnen, von denen ich in der Abendzeitung gelesen hatte. Als nun der Rector vor Weihnachten unsre Schule schloß, worin er uns ermahnte, während der Ferien tugendhaft zu sein, und worin er uns mittheilte, daß er künftig nicht mehr „Herr Rector," sondern „Herr Director" heiße, da macht' ich mich auf und ging auf der langen Chaussee von Schlesien bis nach Berlin. Das dauerte viele Tage und es war grimmig kalt, die Schneedächer flimmerten wie Krystall; ich schritt aber immer muthig fürbaß, und der Gedanke stärkte mich, bald das berühmte Schauspielhaus und die berühmten Schauspieler zu sehen. So kam ich gegen Abend

nach Berlin und ging sogleich in's Theater. Ich war sehr glücklich, immer einen Helden der Abendzeitung nach dem andern kennen zu lernen. Erst nach vielen Jahren ward ich inne, daß an jenem Abende lauter schlechte Schauspieler spielten und ich eigentlich gar keine Ursache gehabt hatte, glücklich zu sein. Eins nur war mir damals sehr unangenehm; ich fand nicht genug Begeisterung im Publikum; namentlich sprach man wo ich hinhorchte, von der Leiche, welche angekommen sei. Ich war ein kleiner beweglicher Bursche und horchte überall hin.

Am andern Morgen erfuhr ich, die Leiche Hardenbergs sei in einem metallnen Sarge aus Italien angekommen. Bei seinem Tode lernte ich ihn also erst kennen; denn die Mad. Seidler war mir damals viel interessanter als Hardenberg. Die Berliner waren gar nicht gut auf ihn zu sprechen, und ich erinnerte mich, daß ich selbst in müßigen Stunden, wenn ich keine Journale zu lesen hatte, sehr unzufrieden mit Hardenberg gewesen war, obwohl ich ihn nicht gekannt hatte. Mein Vater sagte immer, er habe den Franzosen zu Viel nachgegeben, und das fand ich sehr Unrecht, denn die Franzosen waren in meinen Augen alle Spitzbuben.

Als wir jetzt nach Verona fuhren und mir der Archivarius Liebesgeschichten vom Hardenberg erzählte, dachte ich etwas anders über ihn.

Er ist eine weiche, adelige Erscheinung in der preußischen Geschichte, seine Manieren waren vornehm, verbindlich, voll Grazie und Kultur, seine Diplomatie war artig und doch voll Würde, sein Herz war poetisch, sein Auge hing voll Geist und Zärtlichkeit, sein ganzes Wesen war übergossen mit

jener bestechenden Humanität, welche den Neid entwaffnet und den souverainen Stolz des Mannes aussöhnt mit der Nothwendigkeit, beherrscht zu werden. Hardenberg regierte liebenswürdig und das will Viel sagen, denn jedes Regieren hat etwas Gewaltsames.

Er hatte früher Anspach und Bayreuth verwaltet, und der wunderliche Haugwitz, ein schlesischer Edelmann, war ihm zu Berlin im Wege. Haugwitz leitete damals in Preußen die Geschäfte, und ihm zum Theil verdankt Preußen die geschickte Wendung der Verhältnisse, welche die Schlacht bei Jena erzeugte. Hardenberg nahm eine entschlossenere, würdigere Stellung den Franzosen gegenüber. Auch er war für einen Krieg, aber für den Krieg 1805, vor der Winterschlacht bei Austerlitz. Haugwitz war eine sehr merkwürdige Erscheinung zu Berlin mit dem Hauptportefeuille in der Hand, ein socialer Roué, ein Bildungsroué, ein Roué des Genies. Er hatte ein sehr rasches, edelmännisches Leben geführt, überall oberflächlich nebenbei nach Kultur getrachtet, besaß empfindsame Partieen des Gemüthes, machte, wenn ich nicht irre, sogar Gedichte, war sehr eitel, und bestrebte sich lebhaft, originell zu sein. Friedrich den Großen kopirend, regierte er aus der Mitte seiner Orangerie, trug einen genial schmutzigen Jabot und sah stets überhäuft, tiefsinnig und aufgelöst aus. Plötzlich interessirte ihn ein Mistbeet mehr als ein Friedensschluß und er warf die Akten an die Erde. Im Salon aber spielte er den alten, weitläufigen Diplomaten, hielt lange Reden, um nichts zu sagen, manövrirte mit der Tabaksdose, und spielte am Ende unzeitig den erzürnten deutschen Grafen, welcher die neuen Franzosen meprisirte. Die damalige romantisch fran-

kenfeindliche Stimmung kam ihm zu Statten; nur der König selbst, der von jeher versöhnlich und friedliebend war, blieb in dem damaligen Taumel nüchtern und besonnen, und wehrte ab, so lange es irgend thunlich war. Aber alle Damen glühten von Frankenhaß, sie theilten Farben an die Ritter aus, vor dem Palais des Prinzen Louis, des jungen preußischen Ritters, der weniger besonnen als tapfer war, wetzten die Helden ihre Schwerter — das altadelige Ritter- und Soldatenthum, verlangte den Krieg 1806, Haugwitz zog sich eines Tags die Staatsuniform an und ließ den französischen Gesandten abweisen, der ahnende König gab endlich nach und der Krieg brach los.

Hardenberg war ganz anders. Es war ein anderer Adel, den er repräsentirte; er war mit Würde vornehm, er war ein wirklicher Weltmann. Seine imponirende Repräsentation stellte auf dem Kongresse zu Wien Preußen würdig neben den berühmten Vertreter Oesterreichs, den Fürsten Metternich, dessen Persönlichkeit so viel Paragraphen gewann. Man hat es dem Hardenberg vorgeworfen, daß er zu großmüthig gewesen, zu nobel, namentlich zu generös gegen die Franzosen, daß Preußen mehr hätte gewinnen können. Das moralische Gewicht, was ihm Hardenberg verschaffte, war höher anzuschlagen, als einige Quadratmeilen.

Hardenberg ist als Roman- oder Novellenfigur interessant. Er hat sich wie ein Mensch mit den Staatsgeschäften abgegeben, nicht wie ein Geschäftsmann, er behielt ein sensibles Herz, was ihm die besten Streiche spielte. Und gerade seine Schwächen sind so liebenswürdig. Er war von Jugend auf galant

gegen die Damen, und er ist mit einer Galanterie gestorben.

Seine letzte Liebe bezeichnet sein leicht bewegliches Gemüth am Besten. Es war um die Zeit, als der Somnambulismus Mode ward. Ein junger Arzt in Berlin, der wunderlich genug, an mehreren Orten auf Augenblicke in die Weltgeschichte heraustritt, der Dr. Koreff erzählt dem Staatskanzler von diesem träumerisch-poetischen Zustande, und Hardenberg, den alles Morderne interessirte, der wie ein Poet dies und jenes romantische Faible hatte, war sehr neugierig, dies zu sehen. Dr. Koreff erzählte von einem jungen schönen Mädchen, und sie sprachen über das Käthchen von Heilbronn und den Grafen Wetter von Strahl und vom Hollunderbaume, und daß der Somnambulismus dem Mädchen in Hardenbergs Palais viel besser stehen werde als sonstwo. Die Gemahlin des Staatskanzlers war eine kluge Frau und nahm das Mädchen zu sich, und man träumte und somnambulirte wie Käthchen unter dem Hollunderbaume.

Da erhoben sich die Cortes in Spanien und die Regenten versammelten sich in Verona. Auch Hardenberg sollte auf die Reise; aber er war krank, sein Interesse für den Somnambulismus hatte seine Nerven angestrengt; der Arzt untersagte die Reise. Aber Hardenberg unternahm sie und Käthchen blieb weinend in Berlin zurück. Ihr Wetter fuhr über die Alpen.

Zu Verona erfrischten Hardenberg die Staatsgeschäfte wieder, sein Auge ward wieder stark, seine Stimme wieder fest. Der Kongreß ging zu Ende, die Billets zwischen Kaiser Alexander und Chateaubriand, worin sie einander die Berühmtheit garantir-

ten, hörten auf, Hardenberg reiſ'te an's Mittelländiſche Meer, um ſich durch die Seeluft vollends zu ſtärken, er kam in Genua an, und heiter und vergnügt ſtand er eines Tags am Fenſter, und ſah über das weite grüne Meer und dachte auch an ein grünes Leben, was noch vor ihm läge. Da brauſ'te ein Wagen den Platz herauf, er hält vor ſeinem Hauſe, eine Dame ſpringt heraus, ſie fliegt in's Zimmer. Die Sehnſucht hat Käthchen über die Alpen getrieben.

Aber der bejahrte Edelmann war dem Tumulte ſeines Herzens nicht mehr gewachſen. Nach wenig Tagen fand man ihn todt in ſeinem Lehnſtuhle, die Liebe lag auf ſeinem ſtarren Geſichte, glücklich wie er gelebt hatte, war er auch geſtorben. Der Tod war ihm plötzlich gekommen wie ein Kuß.

— Und damals als ich des Theaters wegen nach Berlin kam, traf eben ſeine Leiche aus Italien ein; denn der König hatte den liebenswürdigen Mann ſehr geliebt.

Das Käthchen von Heilbronn hab' ich niemals in Berlin geſehen.

Ich war ganz traurig über dieſe Geſchichte worden und vergaß, daß wir dicht bei Verona waren.

# 40.

# Verona.

---

Es liegt in einer von der Sonne braun gebrannten Ebene. Wenn man nicht besonders neugierig ist, fährt man vorüber. Das Entrée ist ebenfalls nicht lockend. Es ist ein stattlich Dorf, was allmählig zur stattlichen Stadt wird. Wir sahen nichts als Mönche, Soldaten und Schleier. Die Mönche sind noch nicht tief genug aus Italien, und die Soldaten sind Oesterreicher, also beider Gattungen Gesichter stumm und dumm. Aber die Schleier sprachen desto mehr. Es war gegen Mittag, die Kirchen waren aus, unser Don Juan von Bardolini fuhr wie Theseus durch den belebten Corso, die schmale lange Hauptstraße Veronas. Links und rechts flogen die langen weißen Schleier, und in der Schnelligkeit sahen wir dahinter und daneben eitel tödtlich schwarze Augen, und alle schossen und alle trafen.

Ich wußte nur nicht, ob ich rechts oder links gehen sollte, sonst wäre ich gar nicht in den Gasthof eingetreten. Und die Romanschreiber hatten doch also Recht; ich wußte nicht, wo ich hinsehen sollte vor hübschen Mädchen, und sie machen's nicht so stocktugendhaft wie in Deutschland, wo jedes Auge entweder sagt, ich bin verheurathet oder ich werde heurathen. Sie halten die Liebe nicht für ein Handwerk, wozu man einen Gewerbsschein braucht, sondern für eine freie Kunst.

Mit einem tiefen deutschen Seufzer trat ich in's Haus. Ein dralle, hübsche, französische Grisette mit hüpfenden Gazellenaugen sprang an uns vorüber, und lachte und rief: „bon jour Messieurs," und als wir nicht rasch genug dankten, flüsterte sie leise zum Kellner, wir seien sicherlich aus Deutschland. Und als ich aus dem Fenster unsres Zimmers sah, da lag ein breiter eiserner Balkon einen Stock tief unter mir, darauf standen drei Frauengestalten in schwarzseidnen Kleidern, und die eine war immer schöner als die andere. Schwarze schmiegsame Locken, braune Lokken, an den Norden mahnend, fielen auf die vollen weißen Schultern, und große nördliche Augen, in denen man ausruhen kann, sahen herauf nach dem Fremdlinge.

Ich wußte gar nicht, wie ich mein Glück, meine Freude, mein Wohlsein äußern sollte, so vergnügt war ich, ich wußte noch gar nicht, was Alles geschehen würde, aber ich wußte, daß sehr Schönes sich ereignen müsse, und ich wußte, daß ich nichts zu wissen brauchte.

Die Hauptsache waren aber die nordischen Augen — oh, es sind die Augen der Heimath, und sie erzäh-

len lange, lange Geschichten mit liebenswürdiger Schwatzhaftigkeit. Südliche Augen sind Blitze, sie treffen eh man sie völlig sieht, sie sind zwei Leidenschaften, denen man sich in die Arme wirft. Aber nördliche Augen sind still webende Gedichte mit geheimnißvoller Tiefe, dunkle Wasser mit lockendem endlosem Grunde, sie sind kein blendender Feuerschein der Donnerwolke, sie sind schönes erquickliches Tageslicht. Sie entzünden nicht die unbändige Leidenschaft; aber sie wecken die schmerzlichsüße Sehnsucht, sie erweichen uns ganz und gar, unsre ganze Seele streckt bittend, flehend die Arme aus nach diesen weichen nördlichen Augen.

Ich kenne zwei graue Mädchenaugen mit geheimnißvoller schwarzer Pupille und mit schwarzen Schatten, und wenn ich ein Gedicht machen will, und wenn ich auf Augenblicke ein glücklicher und guter Mensch werden will, so denk' ich an jene großen grauen Augen mit den geheimnißvollen schwarzen Schatten.

Die Weltgeister haben die Menschen geschaffen; aber die unendliche Gottheit selbst hat uns die Augen gegeben. In den Augen allein wohnt die Unsterblichkeit, und ich will's jedem Menschen an seinen Augen ansehn, wie er aussehen wird in einer andern Welt. —

Aber die Augen müssen nicht eintönig schwarz, braun oder blau sein, denn in solchen steht nichts geschrieben.

Lauter solche Gedanken schaukelten mich, als ich auf den Corso in Verona hinabsah nach dem Balkone. Wenn die schwarzseidenen Damen mit den vollen Lockenköpfen und den weißen Schultern herauf-

sahen, so waren ihre Blicke allerdings sehr ernsthaft, es waren nicht dramatische Blicke Italiens, aber es war jener schöne, sanfte Ernst, der auf ein Lächeln wartet, es war der Ernst eines reichen epischen Gedichtes.

Die kleine Französin hatte mir bald vertraut, daß es unermeßlich reiche, sehr schlecht französisch sprechende Damen, daß es sehr sonderbare, ja verrückte Damen, mit einem Worte, daß es Engländerinnen seien. Die älteste war die Frau eines sehr garstigen Lords gewesen, der Lord hatte sich aber ersäuft, weil er zu viel Geld und zu viel Langeweile gehabt, die Lady halte ihre Trauerzeit in Verona, und habe zu dem Ende den ganzen ersten Stock des Gasthofes gemiethet, und zwar auf drei Monate gemiethet.

Und die andern beiden Damen? Die kannte sie nicht, sie sprächen immer englisch. Sie sollten die Schwestern der Lady sein.

Dabei lachte das Mädchen immer schelmisch und sagte, sie sei aus Paris. Sie dachte, ich wüßte das nicht als sie aber nach einiger Zeit die keifende Stimme der Lady hörte, und mit rothen Wangen von mir schied, da schien mir's, als zweifelte sie nicht mehr dergestalt an meinen geographischen und orthographischen Kenntnissen.

Meine Gefährten waren ausgegangen, um Kirchen und Merkwürdigkeiten Verona's anzusehen. Ich fand meinen Gottesdienst auf dem Balkon viel passender, und drei schwarze schöne Damen schienen mir eine sehr wichtige Merkwürdigkeit, die man als gewissenhafter Historiker sorgfältig betrachten müsse.

Das Grabmal Juliens sollte ich mir ansehn —

Julia, du weißt es, wie ich dich geliebt von jener Stunde an, da ich zu dir sprach: „daß ich der Handschuh wär an deiner Hand, und küßte deine Wange," ich war noch sehr jung damals, als ich zum ersten Male las von deiner plötzlichen göttlichen Liebe, und seit jener Zeit besuche ich alle Maskenbälle, um dich zu finden. Shakespeare weiß es, denn ein großer Dichter sieht tief in die Herzen, daß ich den ganzen Winter unter zärtlichen Küssen die Julia liebe und den ganzen Sommer unter lustigen und schalkhaften Küssen die schöne humoristische Porcia. Ich gedenke deiner in Verona, ich sehe die schwarz und rothen Montagues und die schwarzen Capulets unter meinem Balkon auf dem Corso heranziehen und die Degen entblößen, ich seh es: da drüben an jener tiefen Hausthür fällt mein alter Freund Mercutio, der Tod und der Humor ringen wie Tod und Leben auf seinem bleichen bärtigen Gesichte. Ich seh es: hier aus der Seitengasse stürzt Romeo mit den langen Locken und großen schwärmerischen Augen, sein Degen ist blank und er schreit laut, daß meine Engländerinnen selbst erschrecken: „Tybalt, Mercutios Mörder, steh!" Und hier auf dem Trottoir vor dem offnen Kaffeehause beginnt der Kampf. Tybalt fällt, Romeo wirft den Degen weg, und geht in jene enge Nebengasse; dort führt der Weg hinaus nach der Etsch und nach dem Garten der Capulets, wo Julia harrt — — ja, ja, Alles das geschah hier unten und drüben auf jenem Platze. Aber Julia, was soll ich an deinem Grabe, wenn ich den Romeo nicht finde!

Solche alte Stellen seh' ich nicht gern wieder, es ist hohes Gras drüber gewachsen, Schutt und Steine liegen zerbröckelt umher; alte Liebes- und

Trauerspiele haben später keine Augen mehr. Ich ließ den Archivarius und den Staroſt hinausgehen, und blieb.

Den Grabſtein Juliens hat man fortgekauft für ein Muſeum — wenn die arme Julia noch lebte, ich glaube, ſie ſetzten auch ſie in ſolch' Antiquitätenkabinet, und zeigten ſie als Merkwürdigkeit. Brave Leute, dieſe Antiquare, brave Leute, aber ſchlechte Muſikanten. — Das ſtolze Haus der Capuleti, wo der glänzende Maskenball war, jener Maskenball, auf welchem wir unſre Herzen verloren, das ſtolze Haus iſt jetzt eine Fuhrmannskneipe. Und das ſoll ich mir anſehn — für eine Fuhrmannskneipe den Pallaſt der Capulets geben, den ich mir ſeit der erſten Lektüre von Romeo und Julia erbaut habe!? Nicht doch.

Ich blieb ſtill an meinem Fenſter ſtehn und ſah hinab auf den ſchattigen Balkon, wo die ſchwarzen Engländerinnen mit den weißen Schultern hin und wieder gingen. Es war mir ſehr wohl zu Muthe, die Luft war ſo verführeriſch weich, die Mädchen waren ſo nahe, und beſonders die eine mit dem braunen Haare, die ſo oft herauffah. Es lag ſo viel engliſche Geſchichte in dem großen grauen Auge.

Die andern gingen in's Zimmer, ſie blieb allein auf dem Balkon. Ich legte mich tief hinab zu ihr und flüſterte: „daß ich der Handſchuh wär an deiner Hand: und küßte deine Wange."

Pauſe. Sie regte ſich nicht. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Sie Schlegelſches Deutſch verſteht. Haſtig riß ich ein Blatt aus meiner Brieftaſche, und ſchrieb ihr Romeos Worte darauf, faltete es, ließ es vor ihre Füße fallen. Es glitt über ihre ſchöne Schultern, und fiel an den Boden des Balkons. Sie

regte sich nicht. Ich fürchtete den kleinsten Wind, aber es wehte nicht der kleinste Wind. Es war eine scharmante Windstille, man wußte nicht, was geschehen würde.

Und das weiße Taschentuch fiel ihr aus der Hand. Sie hob es auf und ging in's Zimmer. Der Himmel segne deine unsterbliche Liebe, Romeo!

Ich eilte hinab auf die Straße, denn das Gesetz der Schwere zieht auch die Liebesbriefchen nach dem Boden. Klassischer Korso, ein neuer Montague ging auf und ab.

Sie kam wieder, und sah hinauf und sah herab, aber der Zettel flog, ohne daß sie's bemerkte. An der Hausthür, wo Mercutio zum letzten Male saß, erhaschte ich ihn. Es war mein Zettel, und wenn es nicht so schön Tag gewesen wäre, so hätte ich nicht gesehn, daß unter meiner Schrift zwei kleine Worte standen, zwei kleine unbedeutende Worte: why not?

O, du scharmantes „Warum denn nicht!" Ich küßte dich „Warum denn nicht?" und mein englisches Mädchen ging lächelnd in's Zimmer.

So sagte ja auch Julie zu Romeo, als er sie das erste Mal küßte „Warum denn nicht!" —

„Ihr küßt recht nach der Kunst" — ei, und warum denn nicht?!

Wer am Tisch sitzt, und nicht ißt
Und nach Italien geht und nicht küßt,
Und die Sonne sieht und nicht lacht,
Der ist aus Langerweil gemacht. —

Wenn ich dich wieder seh", Julia aus Alt-England, werd' ich noch viel glücklicher sein, und doch bin ich schon glücklich: — Was noch wachsen kann
Ist eben die Seligkeit —
Wenn ich nur Jemand in der Eil' hätte umarmen können, das war meinem Herzen durchaus nothwendig. — — —

Wir knieten in dem dunklen Winkel einer kleinen Kirche neben einander. Die Kirche war sehr klein, und es war nur ein Schleier zu sehen. Das Auditorium bestand nämlich aus eitel Frauenzimmern, und alle Häupter waren gebückt und beschattet von den langen veronesischen Schleiern. Ein junger dicker Prediger sprach von den Höllenstrafen, und hob besonders heraus, daß es in der Hölle gar nichts zu trinken gebe, weder Wein noch Wasser, noch Gefrornes, noch Limonade. Dabei wischte er sich den Schweiß von den heißen Wangen. Wenn ein Baier zugegen gewesen wäre, der hätte sich schön in's Fäustchen gelacht; denn der Herr Kaplan hatte das Bier ausgelassen. Was ist das für eine miserable Hölle, wo noch Bier zu haben ist, solche Especen haben wir genug in deutschen Bierkneipen, und dabei haben wir noch Vergnügen. Ein gebildeter Mensch trinkt zwar niemals Bier, aber was kümmert das die Hölle?

Außerdem erzählte der junge Prediger noch, wie man mit glühenden Zangen gezwickt, mit spitzen Nadeln gestochen würde, und was man für schlechte Gesellschaft finde, es war zum Erstaunen, wie er in der Hölle zu Hause war, und alle Details zu entwickeln verstand — die weibliche Versammlung regte sich nicht. Nun kam er noch einmal auf den Durst, und ging dann mit einem tiefen Seufzer zu den Freuden des Paradieses über. Er trocknete sich wiederum den Schweiß

ab, und schilderte den interessanten Umgang mit den Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts, welchen man da genießen würde. Er entwickelte die besondern gesellschaftlichen Vorzüge jedes Einzelnen und jeder Einzelnen, und sprach besonders von den ausgezeichneten Rednertalenten, welche man dort versammelt finde, und von dem vorzüglichen Orchester, welches Madonna Santa Cäcilia dirigire. Das war ein sehr gefährlicher Moment, und mein verderbtes Innre neigte sich sehr zu der schlechten Gesellschaft in der Hölle, denn langweilige, vortrefflich und rein gesetzte Kirchenmusik und schöne Kanzelreden können mir auch das Paradies verleiden. Jetzt schwang er sich aber mit einer oratorischen Wendung zur himmlischen Liebe, und verbreitete sich darüber links und rechts, da entstand eine Unruhe, ein Flüstern und Räuspern zwischen den Schleiern, daß ich meinte wir befänden uns im englischen Unterhause, im Hause der Gemeinen, und es flöge „Hört, hört" von Bank zu Bank.

Der Kaplan schilderte auch diese Angelegenheit massiv, und ich darf's nicht läugnen, daß das Paradies mit bedeutender Majorität durchging. Er hielt sich namentlich sehr lange bei den 11000 Jungfrauen auf, und kam mehrmals darauf zurück, daß im Paradiese Gütergemeinschaft herrsche, und Jedermann machen könne, was er wolle.

Darauf entließ er uns mit seinem besten Segen. Ich küßte meiner schwarz verschleierten Engländerin die weiße Hand inbrünstig und andachtsvoll, und reichte ihr meinen Arm. Wie ein Rabe flatterte ich zwischen all' den weißen Schleiern zum Kirchlein hinaus. Hier gab es trotz des Gedränges keine Stöße und Püffe wie in Deutschland, es waren lauter sanfte,

schmeichelvolle Arm- und Handbemerkungen, welche mich unterrichteten. Und alle liebten den jungen Kaplan. Bei der Giulietta war er gestern gewesen, bei der Francesca heute, zur Laura wollte er morgen kommen, er schien das ganze Auditorium persönlich zu kennen, um Kraft seines Amtes die Liebe an allen Orten zu verkündigen. Das wird gewiß ein Heiliger, und er bekommt bald eine größere Kirche. —

Das Kirchlein stand schräg über von unserm Gasthofe, wir hatten gar nicht weit bis nach Hause, aber wir wollten eben weit mit einander gehen. Es war völlig dunkel auf den Straßen geworden, und um diese Zeit fliegen die italienischen Nachtvögel aus. Nachtvögel sind alle Italiener, die Flügel haben, das heißt: laufen können. Es ist um diese Zeit in den italischen Städten, als begänn' der Ball auf den großen Plätzen: durch alle Straßen fluthen die Menschen, und schwatzen und lachen, die weißen Schleier fliegen wie Sommerwölkchen, und die Trabanten jenes Gestirns hinterdrein. Die steinernen Häuser von allerlei Bauart schließen die müden Tagesaugen, in ihren Korridoren wird geflüstert und geküßt, sie verrathen nie etwas davon, denn sie schlafen, und hören und sehen nichts. Sie sind die Vertrauten aus den deutschen Komödien, die am Tage für die Liebespaare wachen, und des Nachts für sie schlafen.

Wir kamen am Grabmale der Scaliger vorüber — Jenny sagte mir's — und ich sah die großen steinernen Ritter. Was sie aber machten, weiß ich nicht, es war zu finster, und Jenny sagte: was gehen dich die Scaliger an? sie sind von Stein, sehr kalt und lange todt. Man muß den Todten aus dem Wege gehn, denn der Tod ist die widerwärtigste Un-

regelmäßigkeit des Lebens, der Tod ist das einzige Unglück der Erde, wenn's keinen Tod gäbe, so wären wir Götter. Die Leute, welche ihn nicht fürchten, sind dumm, sind besoffen an hergebrachtem Muthe, ich fürchte den Tod, und wenn ich ein Mann wäre, so fürchtete ich nichts als den Tod. — Vorüber an den Scaligern! —

Vorüber, Jenny! du bist ein Weib.

Hu, wie schwarz, wie dick, wie breit, wie unfaßlich stieg das alte Gebäude vor uns auf; man läuft, man läuft, und entläuft ihm nicht, es liegt Einem mit den schweren Steinblöcken auf der Ferse. Das ist die Arena, das Amphitheater. Todtenstill war's rings um die Arena, mit verwitterter drohender Kraft stand sie da in der Finsterniß, wie besiegter römischer Trotz, wie ein zürnendes Alterthum. Sie gleicht von außen einer unwirschen römischen Ruine, und mit gerunzelten Augenbrauen sah sie hinüber auf die Piazza-Bra, wo die Oesterreichische Regimentsmusik Strauß'sche Walzer und Bellinische Melodieen spielte, wo die Veroneser zu Hunderten auf den breiten Quatern hin und her tänzelten. Wir traten in die wogende Menge hinein. Ein solcher Abend in der Piazza-Bra ist viel vergnüglicher als ein deutscher Ball; es ist nicht so viel Licht da und doch viel mehr Feuer, man braucht nicht untadelhaft weiße Glacéhandschuhe, man braucht keinen guten Ruf, keine Tugend und keine Empfehlung, und Mädchen und Musik sind viel lustiger. Eben kam der Mond über die Arena herauf, ein reputirlicher Kronleuchter, und aus den glänzenden Kaffeehäusern, die alle offen stehen, kam vielfacher Lampenschein zu Hülfe. Hundert Stühle harren, ich setzte mich mit Jenny,

wir aßen pesce, schönes südliches Eis, und sahen zu, wie die Weiber und die Paare vorüberlachten. Ach, wie viel Intriguen liefen da durcheinander, wer sie alle wüßte! Aus solchen Haufen hat sich Boccaz den Decamerone gestohlen, und Boccaz ist noch heute der hübscheste italienische Spitzbube.

Nachmittag, als Jenny bei Tisch gesessen, war ich in die Arena gegangen; jetzt' mußt ich ihr erzählen, was ich da gesehen.

Wer diese Jenny sei? Ja, das erfahre ich selbst erst später; es war das Mädchen mit den blendend weißen Schultern, und sie war mir allerdings bekannt wegen ihrer Schönheit, denn Schönheit sieht der Schönheit ähnlich, aber ich wollte es lange nicht glauben, daß wir uns aus Deutschland kennten. —

Es war also zur Zeit, wo die Engländerinnen zu Mittag aßen, als ich in die Arena stieg. Ich ging wohl eine halbe Stunde um sie herum, ehe ich den Eingang fand. Von Außen hat sie ein sehr mürrisches Ansehn, wie eine verfallene Stadtmauer dehnt sie sich in weitem Kreise, die schwächliche Nachwelt hat hie und da schwächliche, ökonomische Holzgestelle in ihre Tiefungen gebaut — die Zeiten purzelten mir so kläglich durch Kopf und Herz, daß ich umkehren und von dannen gehn wollte. Ich meinte auch, es sei nichts Besseres dran zu sehen, als dies braune Lazaroniäußere.

Hätten nur nicht die Engländerinnen gerad bei Tisch gesessen!

Endlich gerieth ich in eine Oeffnung, man verlangte einige Centesimi von mir, man schob mich hinein, und — beim Jupiter Capitolinus — es war mir, als starrte mich an aus weiten steinernen Augen

Roma, die ewige, selber. Mein alter zerlesener Livius blätterte sich auf vor meinen Augen, und die vier Weltbuchstaben S P Q R standen vor meinen Blicken. Es läuft mir noch ein Rieseln über die Schultern, wenn ich sie aussprechen höre von einer tiefen Stimme, die vier Worte: „Senatus PopulusQue Romanus“ — da sah ich das braune Numidien, das heiße Syrien, die hohen Lusitanen, die fernen Briten in die Knie sinken, Alles, was groß ist, beugt sich vor diesen vier eisernen Buchstaben. Und diese Buchstaben sahen mir plötzlich in's Gesicht, ich fühlte mich plötzlich in der Römer Gewalt. Rings um mich liefen die hohen steinernen Treppen hinauf bis an den Himmel, bis zum Jupiter, und Alles war verschlossen, nur dieser hohe, römische Steinweg führte hinauf.

Ich fühlte es, daß ich ein germanischer Barbare sei, denn so hoch und steinern hatte ich mir das Römerthum nimmer gedacht. Wenn man aber in Deutschland, wo ein Paar alte Rathhäuser und ein Paar neue Theater die Macht der Ahnen und der Zeitgenossen bekunden, wenn man da oben von römischen Bauten hört, da poltern die Worte hindurch durch die Vorstellung und das Gedächtniß, und es bleibt nichts zurück. — Aber jene veronesische Arena liegt jetzt wie ein großes römisches Monument in meinem Sinn. Ich begreife es jetzt, wie die Barbaren, welche über die Alpen stiegen, meist in Ober-Italien rasteten, hier in Verona, dem ersten römischen Vorposten still hielten — sie fürchteten sich. Diese Arena hatten die Römer in den wenigen Mußestunden beiläufig aufgethürmt, sie war eine kleine Erholungsstudie — das Volk, welches sich solchergestalt

mit Riesenbauten erholt, das sucht man nicht gern in Waffen auf. Und man hört gar keinen nennen von den stolzen römischen Namen, der sich für diesen Riesenbau interessirt hätte, ausdruckslose Namen, wie Schulz und Müller, erfährt man bei genauer Forschung. So alltäglich war solch' ein Werk.

Hu — es springt ein Bild von schauerlicher Größe Roma's in die Höhe, wenn man zu Verona in die Arena tritt.

Ich stieg langsam die Stufen hinauf, und die Stufen waren so hoch, daß meine preußischen Beine gar nicht zureichten. Hatten denn die Römer auch so lange Beine?

Mit dem einen Beine traten sie tief hinein in's stille Asien, bis an die Zelte der Parther, mit dem andern standen sie auf dem Walle von Eboracum, was heute York heißt im lustigen Alt-England. Sie hatten lange Beine. Für die kleineren Menschen und für die Weiber haben sie aber kleine Fußwege gehauen in die hohen Quadern, welche den langen Schritt theilen. Hie und da läuft solch' ein Fußweg bis hinauf zum Jupiter. Da ich kein Antiquar bin, so hielt ich diese kleinen Schritte für modernes Römerthum.

Es war mir so feierlich, als wenn ich wieder in der lateinischen Klasse zu Groß-Glogau säße, und der Rector mit lateinischer Lippe den römischen Klassiker explicirte. In solch' feierlicher Schweigsamkeit stieg ich hinauf bis auf die breite oberste Stufe. Die Römer schwindelten nicht: die steile Höhe hinab nach der Piazza ist durch nichts beschränkt, und wenn man sich umwendet, und hineinsieht in diesen spitzzulaufenden Trichter von Treppen, da wird Einem

das Herz weit demokratisch. Hier könnte sich die Repräsentantenkammer eines ganzen Erdtheils versammeln und die Republiken könnten Weib und Kind mitbringen, und es würde noch Platz genug sein zu Intriguen.

Ich dachte mir solch' einen alten römischen Abend, wenn das bärtige Togenvolk lang und breit von oben bis unten auf diesen Quadern gelegen hat, stolz und hochmüthig: Und Alles sprach römisch — wer hat das stolze Latein erfunden mit den vollen, unbeugsamen Konsonanten und den starräugigen Vokalen! Wie vornehm sprach ein römischer Bettler seine unbeugsamen lateinischen Worte und der Jude unter den Tempelgängen in Jerusalem, der Germane in seinen Wäldern mußte die wichtigsten dieser Worte lernen.

Ich habe die Römer nie geliebt, denn ich liebe nimmer das bloße Prügeln und Kriegführen, die Schlagedrein und Haudegen, seien sie noch so groß, ich liebe die Schönheit mehr als die rohe Kraft. Aber wenn ich in die Nähe der Römer komme, so tret' ich immer scheu wie vor dem Anblick einer imposanten Matrone zurück. Ich will sie nicht küssen, aber ich will sie staunend betrachten. Und die großartige Einheit des engen Gedankens, „Roma, nil nisi Roma," die starre Einheit dieses engen Gedankens, in welchen sie alle Welttheile keilten, befängt mich wie der strenge Blick einer Matrone.

Wie in ein Meer sieht man hinein da oben von der Arena, wie in ein römisches Meer — da unten der enge Schauplatz, das ist der Senat, der Senat aus Gold und Eisen. Dahin laufen alle Stufen; er sitzt wie Neptun mit dem Dreizack im krystallnen, tiefsten Mee-

resgrunde. Wenn die alten grauen Senatoren ihre Bärte schüttelten, da bebte der Erdkreis.

Roma — Roma — Roma — wie lächerlich klingt dein Löwenname jetzt, wie das entweihte Zauberwort einer verstorbenen Religion, deren Mysterien das Gespött eines Knaben sind. Da unten in der Arena war ein italienisches Theater aufgeschlagen, und man gab ein kläglich Lustspiel nach dem deutschen Signore Kotzebue, worin eine Frau ihren Mann betrog, und die Italiener lachten darüber so gräulich, daß manchmal ein kleiner Nachhall von dem Gelächter bis zu mir heraufdrang, der ich oben bei den alten Römern saß. Ein abgerissen, historisch Lachen, das durch die Luft flog. Was hatte es zu bedeuten? Stumpfnüstrige Hunnen und Czechen gingen neben mir da oben auf der altrömischen Höhe auf und ab, als bewaffnete Wachen. Sie waren in graues österreichisches Tuch genäht, auf ihren schlaffen struppigen Barbarengesichtern lag eine endlose Oede von Unkultur, auf ihren schwülstigen Lederlippen krochen kothige, uncivilisirte Worte — und sie bewachten die alte Roma.

Der römische Stolz, die römische Rede, die römische Götterform, die römische Heroen-Freiheit bewacht von ein Paar hunnischen und czechischen Musketenträgern, die Römer Italiener geworden, welche in der Arena über Kotzebue lachen — Italiener! klingt der Name nicht schon schneidend wie ein furchtsamer nächtlicher Dolch, und der Himmel noch derselbe dunkelblaue Göttermantel, und die Steine noch so hart wie damals — o, die Italiener sind mir nie so klein vorgekommen, als da ich sie da oben von der Arena betrachtete. Ich kam mir wie der weise Gibbon vor, der auf dem Kolosseum zu Rom seine gigantische

Römergeschichte schließt, mit jenem markzerwühlenden Fluche schließt über das jammervolle christliche Rom. Gibbon war garstig, und die Nacht brach herab auf Rom, als er den schönen Fluch aussprach und seine Gesichtszüge dabei zu einer erschrecklich schönen Häßlichkeit ausspannte.

Wenn man das Christenthum liebt, so muß man nimmer nach Italien ziehn, die christliche kranke Brust hat all' das alte Römermark verzehrt. — —

Ich stieg die kleinen Stufen hinunter, und „bravo, bravo, bravi, bravi," schrie Alles um mich her; das theatro diurno ging eben zu Ende.

Es war ein guter historischer Scherz, als sich die nordischen Barbaren im vorigen Jahrzehend diese Stadt zum Kongreß ausersahen. Ein römischer Posthumus war zerschlagen, und hier auf klassischem Boden wollte man die Verlassenschaft theilen. Damals hat man hier in der Arena ein Schauspiel arrangirt, und alle Sitze sind voll gewesen — in diesem einzigen Anblicke konnte der romantische Norden seinen Sieg über den klassischen Süden erblicken. Solch' ein Anblick ist ein Sieg. Ich glaube, auch Chateaubriand hat hier gesessen, und die großen Worte haben sich auf seinen Knieen geschaukelt. Man muß so eitel sein wie Chateaubriand, um auf römischen Steinen große Worte zu haben. In römischen Bauten kann ich meine Schreibtafel nicht aus der Tasche nehmen. — — —

Jenny sagte, ich sei ein Narr, und ich sollte ihr lieber vom Theater erzählen, ich sei ja aus Deutschland.

Ich hatte beim Hinaufsteigen wirklich eine Zeitlang zugesehn und zugehört. Der Anblick war mir neu. Es war unten in der Arena ein Theater auf-

geschlagen, so groß wie eine deutsche Provinzialbühne, einige Logen zogen sich bis an die Stufen heran, und die übrigen Zuschauer saßen nun an die 50 Stufen hoch über einander unter Gottes freiem Himmel. Die Höchsten waren allerdings einige Stockwerke von der Bühne entfernt, aber sie hatten feine Augen und Ohren, wenigstens lachten sie tüchtig mit. Die Schauspieler selbst waren einem Deutschen sehr auffallend: die Dame des Stücks, eine hohe römische Schönheit, erschien in einem mit strahlendem Golde besetzten rothen Sammtkleide, und war bis in's Detail prächtig gekleidet. Es war aber ein einfaches Konversationsstück, welches aufgeführt wurde. Als ich immer weiter hinaufstieg, und die Römer sich in meinen Sinn einnisteten, da hüpfte die rothsammtne Prinzessin wie eine kleine Cleopatra vor meinen Augen herum. —

Außer ihr waren noch zwei Herren in dem Stück beschäftigt. Der ältere war ihr Mann, den sie nicht liebte, der andre ihr Freund, den sie sehr liebte. Alle drei sprachen mit einem Aufwande und Kraft und Energie, als wollten sie die Welt erobern. Jenes prächtige, wichtige Sprechen und Agiren ist aber ächt italienisch: sie stammen wirklich meist noch von den alten Römern, und da sie keine Söhne der Scipionen und keine stolzen Thaten mehr haben, so affectiren sie wenigstens Söhne des Cicero und machen stolze Worte. Und Redetalent haben sie wirklich alle. Die Schauspieler sprachen ihr dummes Zeug mit einem Ausdruck, mit einer Klarheit, mit einer stürmischen Eindringlichkeit, als seien's die wichtigsten Dinge. Ich kann den innerlich leidenschaftlichen Ton noch heut nicht vergessen, mit welchem der Liebhaber

seiner Geliebten aufzählte, wie rasend er sie liebe, wie unglücklich er sei, und wie die Italiener auf den steinernen Sitzen mit ihm lärmten. Und bei solchen einzelnen Worten und bei plötzlichen schreienden Wendungen ihrer üppigen Opernarien, da ist es Einem, als wende sich die italienische Freiheit im Grabe um, und seufze tief wie eine unglückliche Mutter — und dann glaub' ich einen Augenblick dran, daß die Italiener mit ihrem depravirten Volkscharakter nur eine große Komödie spielen, und eigentlich Alles falsch, Alles Maskerade, ja daß Alles in großer Verschwörung begriffen sei, und auf den rothen Morgen einer sicilianischen Vesper harre. Es ist aber nicht so — nur die Jugend und Freiheit gehören zusammen wie Schönheit und Liebe. Aber Alles Andre ist leider ächt. Oder sie sind wie die alten Komödianten, die nicht mehr aus der Koketterie herauskönnen, sie mögen auf den Brettern sein, oder nicht.

Ich fürchte wirklich, die Italiener sind alte Komödianten — bekanntlich das furchtsamste Gesindel. —

— Es war ein ächt italienischer Anblick, wie die feinsten Nüancen der Konversation geschrieen werden mußten, damit man auf den steinernen Treppen etwas davon merkt, und wie man das Plumpste jubelnd aufnahm. Der betrogene Ehemann spielte seine Rolle mit einer Volubilität und einem Leben ohne Gleichen, und Publikus lachte erschütternd über sein eheliches Malheur.

Das Sakrament der Ehe ist auch hier wohl bestellt — und Niemand kann was Neues erfinden.

Jenny lachte, und zeigte mit dem Finger in das Gedräng. Da spazirten die andern Engländerinnen, und wir sahen's an den gebeugten Augenlidern, daß

sie das verlorne Kind suchten. Jenny rief nach ihnen, ich erschrak des Todes, und hielt ihr eiligst den Mund zu. Sie hatten's glücklicherweise im Gewühl nicht vernommen.

Aber Jenny, sprach ich, und all' meine Liebeshoffnungen kauerten sich zusammenschrumpfend nieder — aber Jenny — —

Sie hatte mir versprochen, draußen im Garten, wo Julia schläft, mit mir zu schwärmen, sie hatte alle Einleitung in bester Romanform getroffen, mich zu lieben, wie es einem jungen feurigen Mädchen wohl ansteht, und jetzt wirft sie alle Knospen und Blüthen unsers Inkognitos den Leuten an den Kopf — Jenny! — Sie lachte kindisch.

Ja, gewöhnliches Mädchen aus England, rief ich, jetzt kenne ich Dich, jetzt weiß ich's, daß Du jene Halberstädter Pseudo-Jerta bist, von der ich in Halle Abschied nahm. Du bist jenes Ungeheuer, das keine Liebesgedanken, sondern nur Liebeslaunen hat, Du bist —

Ach, und das Mädchen war so schön in diesem Augenblicke, sie strich sich lächelnd mit der weißen Hand über die Augen, und die Augen sprühten Feuer, und ich wußte, daß mir all' mein Peroriren nichts half, daß ich aber sehr glücklich wäre, wenn ich das englische Mädchen in diesem Augenblicke küssen könnte. Ich brach ab bei den Worten „Du bist" — und bat Jenny, mir einen katholischen Kuß zu geben, drüben im Schatten der Arena, im breiten, toleranten Schatten.

Sie spitzte, mich zu necken, den Mund, nahm mich bei der Hand, und führte mich in's Gedräng, und als ich ihr zärtlich die Hand drückte, lachte sie, und gab mir eine zarte, liebenswürdige Ohrfeige. Plötzlich aber ließ sie mich los, und stand lachend

vor den Ihrigen, den andern schwarzen Engländerinnen, erzählte ihnen, daß sie mit einem Deutschen spazieren gewesen sei, und sprach gleich von etwas Anderem. Solche Spaziergänge schienen also gar nicht an ihr zu befremden. Ich stand wie ein Schulbube darneben, und war kein Gegenstand. Man promenirte weiter auf der Piazza, man kam zurück, ich war so deutsch dumm, dergleichen englisches Wesen nicht begreifen zu können, ich stand noch an derselben Stelle. Jenes englische Auge ohne Blick von der Halberstädter Post ging wieder an mir vorüber. Umsonst sprach ich drei Worte für Jenny, als ihr Arm mich streifte, unsre Bekanntschaft war zu Ende. Dumme vornehme Leute machen's in Deutschland so, wenn sie dem armen Plebejer auf wüstem Felde oder in bürgerlicher Gesellschaft begegnet sind, und ihn dann wieder finden im Schooße ihrer Pairs. Aber Jenny war bloß vornehm und nicht dumm, Jenny war nur englisch, und würde es mit ihrem Ehemanne eben so machen. Ach, und Jenny war so schön, ich hätte vor ihr niederknien mögen auf der steinernen Piazza.

Sie kam nicht mehr zurück. Der Archivarius strich vorüber mit einer schwatzhaften Italienerin, auch er sah mich nicht, denn er sah in nächtliche Augen — der Starost ging sporenklirrend neben einer stolzen hohen Veroneserin einher, und sprach, und sprach, als gälte es sein Leben. Nur ich war eine müßige Ariadne — dummes Italien, was half mir deine üppige Nachtluft, in der man sich nicht erkältet, was halfen mir die südlichen Mädchengedanken, die in mir herumflogen, was halfen Gedanken — Gedanken. Ueberhaupt denk ich nur, wenn ich nichts Besseres zu thun habe.

Langsam ging ich nach Hause quer über den großen Platz. Die Guelfen und Ghibellinen haben hier oft ihre Schwerter gemessen, und die Italiener sagen, auch Romeo's und Juliens Unglück habe darin gelegen, daß die Guelfen und Ghibellinen einander todtschlugen. Die Menschen waren immer dumm, und machten sich das Leben sauer, und den Tod leicht. Diese Guelfen- und Ghibellinenkämpfe sind mir immer wie die Studentenskandäler vorgekommen — als es noch deutsche Universitäten gab, da befeindeten sich die Parteien und schlugen eventualiter einander todt, weil die einen sagten, schwarz und roth sei hübscher, die andern aber: blau und roth.

Zum Zeitvertreib sind die schlimmsten Dinge geschehen, und die gründlichsten Historiker, die überall tiefe Ursachen suchen, machen die dümmsten Streiche und verfälschen die Geschichte am meisten. Die steigende Civilisation ist oft nur darum ein Trost, weil sie das Todtschlagen allmählig ganz und gar abschafft. In einigen Jahrhunderten wird man Alles schriftlich abmachen, und eine Schachpartie wird die Kriege entscheiden.

Wer lacht da?

Ich stand an einem Pallaste, und sah durch den Thorweg tief in einen Garten hinein, über die Etsch hinweg, und in dämmrigen Mondschein bis hinauf auf ferne schwarze Berge mit sanften Konturen. Es war gar nichts zu lachen — o Jenny, mit der weißen Schulter, es war gar nichts zu lachen. Ich lehnte mich an eine kalte Statue, und aus meinen Augen, die durch die schmale Durchsicht über den Fluß flogen, aus meinen Augen liefen warme Thränen.

Warum weinte der deusche Narr? Stiegen ihm

die deutschen romantischen Schriften zu Kopf? — Ach, es fiel mir ein, daß ich wohl nimmermehr das Glück finden würde — das Glück, dessen Ahnung in meiner Seele liegt. Diese wirre Weltgeschichte unsers durcheinander gebildeten Wesens, diese Unruh, die uns von Land zu Land jagt, dieser weite Himmel, diese steinerne Erde, diese Schönheit des Weibes, welche ein Nachtfrost zerstört, dieses Launenhafte, an dem Alles hängt in dieser Welt, dieses Unrecht, das fortwährend herrscht, und nicht zu besiegen ist, diese Machtlosigkeit des einzelnen Menschen — Alles, Alles das peitschte mir bittre warme Thränen aus den Augen.

Thränen sind ein kleiner Rest der alten Gottheit in uns — es giebt Augenblicke, wo man verrückt wird — so nennen's die Menschen — wenn man nicht weinen kann. Die Menschen, welche schwer weinen, werden leicht wahnsinnig. Das heißt: sie denken leicht anders, als die meisten übrigen, und man nennt sie dann wahnsinnig, weil das Gesetz das richtige heißt, an welches die Meisten glauben.

Julia, Julia Capulet, ich könnte eine ganze Nacht weinen, wenn der todesbleiche Gedanke vor meine Augen tritt, daß Du sterben mußtest an dieser Erde, weil Du eben die schöne Julia warst, weil diese Erde zu arm für Dich war.

Als ich diese Worte laut gesprochen, trat ein Bettler hinter der Statue hervor, und bat mich im Namen der heiligen Giulietta um eine Gabe. Nein, Julia, ich weiß es, Du bist keine Heilige, ich hoffe es, Du wirst nimmer eine, Du bist Romeo's. Ich griff in die Tasche und gab dem Bettler ein Geldstück. Es war ein österreichischer Dukaten, aber ich hatte nichts anderes, und mußte in diesem Augenblicke

dem Bettler gewähren, hätt' es mein Leben gekostet. Alle Heiligen wünschte er auf mich herab.

Ich kam zum Tode ermattet in meinen Gasthof zurück, die Zimmer der Engländerinnen glänzten im hellen Lichterschein, in dem meinen war es finster. Ich legte mich auf's Sopha, ein altes Lied in alter Liebeszeit, tief oben in Deutschand gedichtet, summte mir durch den Kopf:

Thränen fallen hinunter
In eine tiefe Welt,
Wo fromm und schön die Liebe
Des Rechtes Wage hält —

Einst sind sie lauter Küsse,
Denn Liebe ist gerecht,
Drum weint hier lauter Hoffnung
Ein thränenreich Geschlecht.

Und das Lied, das ich einst den lichten Augen eines blonden Mädchens in Schlesien gemacht hatte, sank dunkel in Verona auf meine Augen. Ich schlummerte ein, und ich weiß heut noch nicht, wie spät es damals war.

## 41.

# Fortsetzung.

---

„Wollen Sie sich ergeben?"
Fragte sie mich heut —
Nimm, sprach ich, das Leben,
Aber nimm es heut!

„Morgen," sprach sie mit Lachen,
Und band die Schleife fest —
Sie will mich elend machen,
Durch das, was sie mir läßt.

---

Yes, Jenny — yes, rief ich und sprang in die Höhe. Der Archivarius hatte mich geweckt, ich sollte mit hinunter gehen und zur Nacht essen, es seien Deutsche da.

Yes — sagte ich, und wir gingen hinunter.

Der Schlaf ist eins von den Geheimnissen, in welchen die Quintessenz der fünf Bücher Mosis, das heißt die ganze Schöpfung der Welt ruht. Ich hatte Alles rein verschlafen und vergessen.

Wir waren noch kaum aus Deutschland heraus und schon klang es so beruhigend heimathlich: Es sind Deutsche da. Man darf nur etwas verlieren, um es zu lieben.

Im Speisesaal saß ein schwammiges, aufgeblähtes Brillengesicht, wie man deren zu hundert im deutschen Reiche sieht. In den Zügen kein Charakter, über den Augen Gläser. Das sind eben die Leute, aus denen man Alles machen kann, nur nichts Besonderes. Neben diesem ordentlichen Manne, der mit Aufmerksamkeit die neuen italienischen Gerichte speis'te, saß ein trocken blondes Dämchen. Das deutsche Philisterthum, eine vollkommen originale Eigenschaft unsers Vaterlandes, sah ihr mit all' seiner glücklichen Beschränktheit aus den indifferenten Zügen und Fingern. Sie war höchst blond, durch und durch blond. Es giebt eine Sorte blonder Mädchen in Deutschland, von denen ich schon mehrere Jahre argwohne, daß sie weißes Blut haben: sie sind alle bis zur Langenweile dürr tugendhaft und bilden die Hauptreserve der alten Jungfern. Diese Mädchen halten die Energie des deutschen Volkes sehr auf, sie sind die Ehrendamen der Gleichgültigkeit.

Solch' deutsches Paar saß am Tische und ich war durchaus nicht begierig nach seiner Bekanntschaft, verschanzte mich hinter unschmackhaften italienischen Speisen, kümmerte mich um nichts. Aber der Starost konnte nie einer Bekanntschaft aus dem Wege gehn, und das Pärchen that nach Kräften erfreut, als es Landsleute verspürte.

Der Herr mit der Brille bewieß mir sehr bald, daß ich ganz ohne Nutzen reis'te, er fragte, ob ich dies oder jenes, und das oder dieses gesehen — nein,

nein, nein, o mein Gott, nein. Und nun sagte er mir, daß ich nichts gesehen habe. Wie mir der Mensch Angst machte wegen des Nutzens und wegen des Buchs, das ich über die Reise schreiben wollte. Und nun erzählte er, was Alles zu sehen gewesen sei auf unserm Wege, und was wir Alles versäumt hätten. Er stand fortwährend 20 Grad Réaumur und fand Alles höchst, ja höchst interessant.

Ich bezeugte Reue und hörte auf zuzuhören: das Schlafglöckchen der Langenweile fing an zu klingeln, der Mann sprach von der Aristokratie und der richtigen Mitte und das blonde Frauenzimmer sagte immer „Ja" und nach einer Weile „Ja gewiß."

Ich ließ mir in der Stille das Fremdenbuch vom Kellner bringen und vergewisserte meine schläfrige Muthmaßung, daß der Herr mit der Brille und dem sauber gebürsteten blauen Rocke ein schlechter deutscher Schriftsteller sei, dem der Buchhändler wenig Honorar zahlt, weil andre Leute die noble Gesinnung des Autors bezahlen. Solche Quinquailleriehändler, die mit ihrer kurzen, unbedeutenden Waare zu wuchern verstehn, kann ich in Deutschland genug finden, in Italien geh' ich ihnen aus dem Wege.

Der Mann hatte noch einen freiherrlich berühmten Namen, er hieß Rousseau. Ich begreife nicht, wie man Rousseau heißen und nichts, gar nichts weiter werden kann als ein ordentlicher, gemäßigter Zeitungsschreiber, das ist ein naturwidriges Vergehen.

Der Starost, demokratischer als ich, der sich mit Allem herumgebalgt, was ihm in den Weg kommt, ließ sich mit Herrn Rousseau ein; der Archivarius saß zusammengekauert da und lachte mit den Augen und mit den Fingerspitzen; ich ging von dannen.

Es war schon spät in der Nacht, das Haus war schweigsam und todt. Als ich über den Saal des ersten Stockwerks schritt, wo die Engländerinnen wohnten, hörte ich leise Musik, Harfentöne und eine melancholische, berauschend süße Altstimme. Es war ein alt altenglisch Lied. Ich liebte einst ein schlankes, norddeutsches Mädchen, und sie sang das Lied oft spät des Abends, als unsre Liebe schon zu Ende ging. Es klingt noch viel trauriger als „der König in Thule," und das Herz thut Einem so weh dabei, wenn man es hört.

Ich schlich den Saal entlang den Tönen nach — ein großes Fenster stand offen, das heraus auf den Flur führte. Drinnen im Zimmer am jenseitigen Fenster saß die Sängerin in hellem Mondscheine, die Harfe schimmerte, das weiße Nachtgewand des Mädchens leuchtete.

Es war Jenny, die verführerische englische Jerta. Das braune Haar fiel in aufgelös'ten Locken über ihre Schultern, die vollen Arme tändelten auf den Saiten, ihre tiefe Romanzenstimme sprach von Diamantengruben ihres Herzens, die Niemand je gesehen. Wie still lehnt' ich mich auf das Fenster und horchte und dachte der Geschichte dieses Mädchens nach, von der ich nichts wußte. Das mußte eine sehr moderne englische Novelle sein.

Als das Lied zu Ende war, stellte sie die Harfe weg und sah in den Mondschein, eine hohe, weiße Lady Macbeth. Ganz leise fing ich an zu sprechen und sie zu bitten: Jenny erzähl' mir Deine Geschichte. Ich wußte es, daß sie nicht erschrecken würde. Sie wendete sich langsam um nnd kam nach der Tiefe des Zimmers. Dicht vor mir am Fenster blieb sie stehn

— „erzähle Jenny!“ Ich ergriff ihre Hand und ihren weichen Arm und drückte meinen Mund und meine Augen darauf. „Jenny erzähle.“

Darauf schien mir's, als dringe ein leiser Seufzer aus ihrer Brust. Ach, das war mir so unendlich rührend; ich hatte nie geglaubt, daß Jenny seufzen könne. Sie legte ihre flache Hand auf mein Gesicht und sagte: Meine Geschichte, Henry, ist sehr deutsch, diese wollüstige veronesische Nachtluft paßt nicht dazu — Du sollst sie in Deutschland erfahren, reise nach Deutschland. Und ihr Haupt mit dem wallenden Haare sank einen Augenblick auf meine Augen, und es war mir, als zucke Jennys Busen wie unter einem schnellen Messerstiche.

Bald darauf war das Fenster geschlossen und ich wandte mich um heimzugehn — heim? ich wußte selbst nicht wohin. Noch einmal aber mußt' ich an's Fenster klopfen: „Jenny, Du kennst mich nicht, Du wirst mich im breiten Deutschland nicht finden.“

Da kam Jenny noch einmal, legte mir mit zwei Fingern noch einen kleinen Kuß auf die Lippen und sprach: „Ich kenne Dich, Du bist ein kompromittirter Schriftsteller, die Polizei weiß deine Adresse — geh!“

Ich ging. Die kleine Französin fuhr im Nachtröckchen über die Treppe und flüsterte etwas, aber mein Herz war beschäftigt, ich weckte den Kellner, ließ nach der Post schicken, stieg in den Wagen und fuhr von dannen.

„Wenn man nicht genau hinsieht, kann man vorüberfahren“ — welch' ein dummes Wort war das gewesen! Das ganze braunrothe Verona legte sich auf meine Seele für jenes Wort.

Verona ist eine höchst wichtige, poetische Stadt — ich gestand mir's jetzt. Alle Zeitalter sind dort abgedruckt, und das hätte ich wohl wissen können, als ich die alte braune Mauer, die ernste, melancholische Befestigung, drüben jenseits der Etsch, nach den Barbaren zu erblickte. Hier fand ich die ersten Römer, Auge in Auge sah ich diesen ernsten Jugendbekannten, mit denen ich im Cornelius Nepos so viel umgegangen war. Hier fand ich die Gothen, meine Ahnen — o, es waren tüchtige Ahnen, und alt, alt, langweilig alt. Dort drüben im Mondschein stand die Burg Theodorichs, wie ein bestaubtes Folioexemplar des Nibelungenliedes. Wenn er nun hinauf träte auf die Zinne, dein Ahnherr, der alte lange, in Eisen rasselnde Dietrich von Bern — wie lang müßte sein Bart jetzt sein. Die Italiener nennen heut noch einen rothen Kalenderheiligen zur Sicherheit neben dem rädernden Namen Theodorico.

Hier fand ich die letzten Spuren der langen blondbärtigen Longobarden, in Verona nur giebt's noch hier und da ein wunderlich, gefährlich blondes Mädchen. Ich wollte den Hofrath Böttiger küssen, wenn er mir die Versicherung geben könnte, Julia Capulet sei blond gewesen, für diese Notiz scheute ich kein Opfer.

Da — halt Kutscher — ja, das ist il castello vecchio, und es ist sehr möglich, daß der blutrothe Ezzelino dort gehaus't und seine Kerker bevölkert habe. Sehr möglich. Weiter, Kutscher, mich friert bei diesem Anblick.

So? — draußen, sagte er, weit draußen soll auch ein Grabmal des Königs Pipin sein. Man wirft die Zeiten hier wie ein Spiel Whistkarten durch einander, König Pipin möge mich entschuldigen, daß ich ihn

mit einem „So?" abspeise, es ist zu lange her, daß er gestorben ist, und ich habe es nie zu einer Illusion über ihn bringen können, weil er „klein, kurz und dick" genannt wird. Hätt' ich nicht den Napoleon gesehen, ich hätte mein Lebtag nicht daran geglaubt, daß man zu gleicher Zeit klein, kurz und dick und groß sein könne.

Pipin war der erste französische Napoleon, er wird nur nicht gezählt, weil er einen größeren Sohn hatte. Kinder sind oft ein größeres Unglück, wenn sie gerathen, als wenn sie mißrathen; 's ist wie mit schönen Eheweibern.

„Man könnte vorüberfahren" — was ist doch solch' ein launenhafter, moderner Reisender für ein unzuverlässiger Mensch. Die Alten hatten gar nicht Unrecht, daß sie sich auf Reisen ex officio Alles ansahen — man hat als Reisender ein Amt, und soll dessen warten.

Hier sah ich zum ersten Male die breiten Massen einer lombardischen Stadt, den ganzen großen Unterschied zwischen ihr und einer deutschen. Wir sind Gothen, Eingewanderte, wir fühlen uns nie sicher auf unserm Boden, wir haben eine Religion und Häuser gebaut, die zur Hälfte sehnsüchtig im Himmel leben. Das ist hier Alles anders. Klobig, breitgedrückt sind die Paläste, nirgends spitz strebend, nirgends nach dem Himmelreich lüstern wie bei uns. Befriedigt sind die Häuser und Thürme, fertig mit ihrem Dasein — klassisch.

Ein officieller Reisebeschreiber macht's wie die Exegeten mit der Bibel: er nimmt mit wenig Variationen denselben Grundtext an und macht die gebräuchlichen Glossen. Bis einmal ein gescheidter Mann

kommen und diesen und jenen sagen wird: Ihr seid Alle Narren. Ich wollt' er käme bald, eh man zu alt und ein zäher Narr wird. Denn das Alter unterscheidet sich eben dadurch von der Jugend, daß es an seine Narrheit glaubt.

Der Mond schien klar, ich dachte Jenny's Augen drin zu sehn, und hätte weinen mögen über die traurige Geschichte Jenny's, die ich nicht kannte. Verona, die Stadt der Montecchi und Capuleti stand so regungslos da, weiß wie ein Todtenhemd fiel der Mondschein in die Gassen, Julia ist todt — Alles todt. Der Wagen rollte weicher auf der breiten weißen Heerstraße, ich drückte mich in die Wagenecke, und weil ich müde war, dankte ich Gott, daß ich nicht die Welt zu regieren brauchte, sondern schlafen könnte.

Das Geräusch des Wagens wurde immer leiser und leiser, und immer schwächer und schwächer wurden die Worte: Meine Geschichte ist sehr deutsch — die Polizei weiß deine Adresse — nicht doch Jenny — nicht doch — —

## 42.

# Montebello.

Es war immer noch klarer Mondschein, als ich auf der Station ankam. Der Postillon blies ein altes Reiterlied, ich dachte an die Schwadronen Latour-Maubourgs in dem Franzosenkriege, dachte an Reiten, Reiten, ich dachte, ob man nicht aus der Welt reiten könne. Beim Mondscheine fällt mir gar zu oft Bürgers Lenore ein, da reiten sie auch gespenstisch zum Teufel.

Vor dem Posthause hielt ein eleganter Reisewagen. Eben spannte man frische Pferde davor. Ein Mann stand an der Thür, es schien der Reisende aus jenem Wagen zu sein. Der Mond beschien ihn hell; er hatte jenes wunderbar Anziehende, was wir Poesie nennen. Die schmalen Lippen waren geschlossen, große, sehr schön große graue Augen sahen starr nach dem Monde, und regten sich nicht. Die langen schwar-

zen Wimpern machten nicht die geringste Bewegung, der Mann hatte ein feines Gesicht, dessen Farbe ganz blaß war. Ein schmaler Bart flog leicht über die Oberlippen. Ich hielt ihn für einen Militär und es lag gewiß nicht bloß am Mondscheine, daß er mir so leidend, romantisch, interessant vorkam.

Wunderlich genug konnte ich den Gedanken nicht los werden: der Mann hat sehr unglücklich geliebt, oder ist öfter am Rande des Todes gewesen, was im Grunde einerlei ist.

Wir bemerkten es Beide nicht, daß ich ihn unverwandt anblickte. Da kam man fragen, ob und wohin ich weiter fahren wollte.

Ja, erwiederte ich, nach Montebello.

Bei diesen Worten sah er mich an, es schien mir, als freue ihn mein Anblick. Ich grüßte ihn; er nahm keine Notiz davon, bot mir aber einen Platz in seinem Wagen an, da er auch nach Montebello reise.

Da mich kein eigner Wagen hinderte, so nahm ich's an.

Lieben Sie den Marschall Lannes? fragte er mich.

Sehr, mein Herr, er war einer der frischesten Paladine Napoleons.

Nicht war? sprach er, und drückte mir flüchtig die Hand. Ich fahre eigentlich zu ihm auf's Schlachtfeld, wenn Sie nichts dagegen haben.

Der Bediente des Reisenden sah mich scheu und wunderlich an, als ich in den Wagen stieg.

Die Straße zwischen Verona und Vincenza ist eine breite, sehr breite weiße Chaussée. Es könnten vier Wagen neben einander fahren.

Mein neuer Bekannter sprach nicht; ich glaubte also, Schweigen sei ihm angenehmer, und schwieg auch. Da bat er mich aber sehr liebenswürdig, fast rührend, ich möge sprechen; er habe eine große Sehnsucht nach Menschenstimmen, namentlich nach deutschen Worten.

Ich weiß selbst nicht, wie es kam, wir hatten deutsch mit einander gesprochen.

Der Postillon schlief ein, die Pferde gingen sacht, die Nachtluft flog leise und sanft wie ein müder Vogel an unserm offnen Wagen hin, die weiße Straße leuchtete gespenstisch, es war so still — warm — italienisch, ich dachte an Boccaccio, der in solchen lauschenden Nächten seine schönsten Novellen geschrieben hat. Ich hätte gar zu gerne eine Novelle gehört. Wenn es so schweigsam ist, da flechten sich die kleinen Begebenheiten, die Charakterzüge, die Augen und all' die einzelnen Theile so bescheiden und fleißig in einander, sie verschränken ordentlich gegenseitig die Arme, und eh' man sich's versieht, ist die Vorarbeit erfüllt, und die Katastrophe überrascht uns selbst wie kleine Kinder, welche langsam das Grundblatt ihres Kartenhauses weggezogen haben, und nun erschrecken, daß es plötzlich zusammenstürzt.

Mein Begleiter nickte sehr lebhaft mit dem Kopfe, und als ich ihn fragte, ob er gern Novellen höre, da nickte er noch fort, nahm meine Hand, faßte sie fest, und sagte: Ich werde Ihnen selbst eine erzählen. Sagen Sie mir offen, mein Herr, würden Sie sich erschießen, oder besser, könnten Sie sich erschießen, wenn Sie gränzenlos unglücklich wären? Aber, ich bitte Sie recht schön, ganz, ganz offen, als sprächen Sie

mit sich selbst? nichts von der falschen Muthpoltronerie, bitte, bitte — —

Ich sagte ein Wenig betroffen über die Querfrage, bei der Leben und Tod auf seinem Gesichte stand, und bei der er in die Wagentasche nach einem Pistol griff — es knackte, er zog den Hahn auf — ich sagte offen und ehrlich, daß ich's schwerlich könnte. Es gehöre gewiß der größte Aufwand von Muth dazu, wenn man nicht Paroxismen ausgesetzt sei, und das Geschwätz von Feigheit, wenn sich Einer erschieße, sei eben ein Geschwätz der Feigen, die sich nimmer erschießen könnten. Man habe es aus Vorsicht zur religiösen Formel gemacht, den Selbstmord Feigheit zu nennen. Das Leben sei Alles.

Sein ganzes Gesicht strahlte vor Freude, er schoß die Pistole in die Luft, und umarmte mich stürmisch. Der Postillon fuhr hoch in die Höhe, und peitschte maschinenmäßig sogleich in die Pferde hinein, einen Räuberanfall fürchtend, das bedenkliche Gesicht des Bedienten bog sich in den Wagen.

Mein Begleiter sagte mir leise in's Ohr: Ich kann's auch nicht.

Und als er die Worte gesprochen, ward er wieder sehr ernsthaft. — Die Pferde gingen wieder langsamer, der Postillion schlief wieder ein. Ich hatte nichts mehr gesagt, und nach einer langen Weile sprach mein Nachbar noch einmal leise vor sich hin: Ich kann's auch nicht, und dann fing er unaufgefordert folgende Erzählung an.

Es gibt in Deutschland ein kleines Herzogthum, das heißt Braunschweig, und seine Hauptstadt heißt eben so. Dort lebte während eines kalten deutschen Winters ein junger französischer Offizier. Er war

aus dem früheren Burgund, und war wie alle modernen Burgunder von tiefer, melancholischer Reizbarkeit, hatte weniger Lebhaftigkeit, aber mehr innere Beständigkeit und Ausdauer als die Franzosen sonst haben. Dieser Mann war eines Abends auf einem Hofballe im Schloffe. Weil er nicht viel tanzte, stand er in einer Fenstervertiefung mit übereinandergeschlagenen Armen, und sah dem bunten, hüpfenden Treiben zu. Da tanzt eine hohe schlanke Dame vorüber, ihr Auge weilt einen Moment fragend auf ihm. Sie war sehr schön, und Alexandre sieht ihr neugierig nach. Die zweite Runde bringt sie wieder in seine Nähe — die Augen begegnen sich. Es war ein tiefer Himmel in diesem dunkelblauen Auge — Alexandre ging in den Saal, die Dame zu suchen, sie kennen zu lernen. Ein Bekannter sagt ihm, es sei eine reiche Engländerin. Sie tritt eben zum Contretanz an. Ihre Figur war von jener lyrischen Weichheit, welche die Engländerinnen so reizend macht, von jener luftigen Schlankheit, um welche ein volles, zartes Fleisch spielt von zauberhafter Inkarnation. Viele gescheidte Leute halten die Engländerinnen für die schönsten Weiber.

Sie hatte lichtbraunes Haar, eine feine goldne Kette schimmerte darin. Eben fing sie den Kontretanz an, und die schöne, wiegende Figur schwebte vor ihm her, ihre schönen, entblößten Arme tanzten langsam mit wie ernsthafte Grazien. War es die goldgestickte rothe Uniform Alexandres, war es sein entzücktes loderndes Auge — die englische Dame sah oft nach ihm hin, aber nicht mehr mit jenem ernsten unbefangenen, forschenden Blicke, sondern mehr eilig, vorüberfliegend.

Gleich nach dem Kontretanz war sie verschwun-

den, Alexandre suchte sie umsonst; er harrte, sie kam nicht wieder. Er warf sich in den Wagen, er fuhr durch die Straßen, hinter jedem erleuchteten Fenster vermuthete er sie, und schwelgte mit ihrem Bilde.

Es verging eine Woche; er fand sie in keiner Gesellschaft. Eines Abends glaubte er sie in einer Loge des Theaters zu sehen, und es schien ihm, sie zöge sich zurück, als sie ihn erblickte. Aber warum das? Er warf den Gedanken fort. Othello wurde gegeben. —

— Am andern Morgen fand er einen Brief auf seinem Nachttisch. Darin fragte man ihn, ob er des Mohren Eifersucht übertrieben fände. Den Kopf voll England schrieb er drunter: „yes“, und versiegelte den Brief wieder, wie es verlangt worden war, und gab ihn seinem Bedienten, bei dem er abgeholt werden sollte. Er hatte für nichts Sinn; heut war er bei Hofe zur Tafel, und wußte, sie werde auch da sein.

Sie war nicht da. Erst acht Tage darauf begegnete er ihr zu Pferde. Sie war keck genug, ohne einen Geleitsherrn auszureiten, und hatte nur einen Jockey hinter sich; er war dreist genug, sich auf der Landstraße selbst vorzustellen, und zu ihrem Beschützer anzubieten. Die Dame war wirklich ein Wenig verlegen, aber Alexandre war ein gewandter Mann. — Sie ritten auf Nebenwegen nach der Seite des Harzes zu. Er erzählte ihr von Frankreich und von Paris.

Paris, sagte sie, gefiele ihr, und sie werde hinreisen.

„Wann, Milady?“

„Bald — morgen.“

Und sie bestellte beim Jokey die Reiseangelegenheiten, und jagte ihn im Karriere nach der Stadt. Alexandre war in der peinlichsten Unruhe; die Lady stumm, aber schön, überaus schön. Die Sonne flog mit einem leichten Winde über ihr Antlitz, und die fliegenden hellbraunen Locken. Der aufgestülpte schwarze Sammthut mit der wogenden Feder, das weite Reitkleid gaben ihr etwas Fabelhaftes, das Antlitz war nämlich übergossen mit jenem engʻischen Nebelreiz, der gleich dem rosigen Reif eines Pfirsich wie Himmelssammt auf den schneeweißen Wangen liegt.

Alexandre bat sie dringend, den Vorsatz ihrer schnellen Abreise aufzugeben. Umsonst. Er schüttete ihr sein ganzes Herz aus, gestand ihr seine glühende Liebe. Sie hielt ihr Pferd, sah ihm lange, durchdringend, voll Innigkeit, voll Staunen, voll Freude, voll Zweifel in die Augen. Der Blick war eine ganze Novelle.

Dann wandte sie plötzlich ihr Pferd und sagte: „du bist galant," und jagte pfeilschnell nach der Stadt. Alexandre holte ihren englischen Renner nicht ein.

In ihrer Wohnung ward er nicht vorgelassen — Alles packte an den Reisewagen.

Am andern Morgen fand er wieder ein Billet auf seinem Tisch, darin stand: „Als ich dich zum ersten Male auf dem Balle in der Fenstervertiefung stehen sah, liebte ich dich. Du hast jenes Antlitz, das meine Seele sucht, deine Augen hab' ich von Jugend auf in meinem Herzen gesehn; mit ihnen hab' ich Shakespeares Liebesscenen gelesen. Aber ich liebe wie der Tod bis zur Vernichtung; ich wich dir aus, weil ich dich ausschließender Liebe nicht fähig hielt, ich vermied dich, als du mir schriebst, Othello's Liebe sei übertrieben,

ich fliehe dich, da ich deine süßen Worte gehört. Du bist zu schwach, meine Liebe würde dich unglücklich machen."

Jenny.

Alexandre war außer sich, er flog zu ihrer Wohnung — vor Sonnenaufgang waren die Wagen davon gefahren. Nachreisen durfte er nicht, es fesselten ihn Dienstgeschäfte. Nach zweien Tagen unterlag er der Last der Sehnsucht, eilte zum Herzoge, erzählte ihm sein unglückliches Glück, bat um einen Brief nach Paris, daß man einen Andern an seine Stelle schiebe.

Der Herzog lachte und gewährte. Nach endlosen vierzehn Tagen waren die Angelegenheiten in Ordnung, und Alexandre reis'te nach Paris.

Er wußte nicht, wo er Jenny finden sollte, und ließ gleich am Tage seiner Ankunft Aufforderungen für sie, ihm ihre Adresse mitzutheilen, in alle Journale rücken. Die Journale brachten keine Antwort. Alexandre flog drei Tage durch alle Salons, durch alle Theater, und fand sie nicht. Am vierten Tage wurde in der großen Oper Rossini's Othello gegeben. Da jauchzte er auf, dort mußte er sie finden. Sie saß mit einem schönen jungen Manne allein in einer Loge. Sie war ganz weiß gekleidet, und sah wie der Frühling aus. Ihr Begleiter hing mit den Augen an ihrem Antlitze, und sprach viel und eifrig mit ihr. Neben sich hörte er: „Voyez la belle Anglaise et le duc" —

Die Eifersucht Othello's schien ihm heute natürlich, und er eilte voll Glück und Zweifel in ihre Loge. Sie empfing ihn wie einen alten Bekannten, aber kühl und gewöhnlich, und ließ sich in ihrer Theilnahme an der Oper nicht stören. Erst am Schluß derselben brach sie auf, sagte ihm: „bon soir," und ließ sich vom Herzoge an den Wagen geleiten. Ale-

xandre war bestürzt bis zum Verstummen. Kaum ermannte er sich noch zu rechter Zeit, um den Bedienten nach der Adresse zu fragen. Er fuhr nach ihrer Wohnung, fest entschlossen, sie zu erwarten, und wenn sie erst gegen Morgen aus der Gesellschaft zurückkehre.

Sie war zu Hause, und allein. Unangemeldet drang er in ihr Zimmer. Auf einem kleinen Tabouret saß sie im Winkel eines matt erleuchteten Zimmers, und bemerkte sein Eintreten nicht. Den weißen Hut hatte sie abgelegt, und den Shawl, der ihr die Schultern bedeckt hatte, die Hände ruhten ihr im Schooße.

Nach einer kleinen Weile trunkenen Anschauens sagte Alexandre mit leiser Stimme: Desdemona, Othello hat Recht!

Ach, rief sie eben so leise, und fragte mit weicher Stimme: „Yes?“

„Yes,“ sprach Alexandre, fiel vor ihr nieder, und drängte sein Haupt in ihre warmen Hände, in ihren Schooß.

Darauf hob sie ihm den Kopf in die Höhe, ihre Augen waren voll Thränen, und sie fragte ihn noch einmal ernsthaft, ob er einer solchen nichts duldenden, grenzenlosen Liebe sich hingeben könne. Ob er nichts, aber auch nichts, nichts außer ihr lieben wolle. Und als er bejahte, da stieg ein unendlicher Jubel auf, und ein Küssen und Kosen begann, daß ihr seidnes Atlaskleid völlig zerknittert, und das goldne Kettchen im Haar zerrissen wurde.

Am andern Morgen verband sie der Priester, und sie lebten wie die Engel im Himmel.

Einige Tage darauf reis'ten sie in dem großen, bequemen Reisewagen der Lady nach Italien, zwischen Verona und Vicenza kauften sie eine Villa, die in der Nähe des Schlachtfeldes von Montebello liegt, und sie waren sehr glücklich.

Eines Tags hatten sie eben gefrühstückt, und sich geküßt, als der Kammerdiener eintrat, um den Service abzuräumen. Er benahm sich ein wenig ungeschickt dabei, und Alexandre schärfte ihm ein, die große goldne Tasse, aus welcher er täglich trinke, ja in Acht zu nehmen, denn er habe sie außerordentlich lieb. Jenny trat zu dem Kammerdiener, um noch etwas auf den Teller zu stellen, der Teller geräth in's Schwanken, die Mundtasse Alexandres fällt an die Erde, und ist zerbrochen.

Er ist verdrießlich, und will ausreiten, um es zu vergessen, was ihn ärgert. Sein Kanarienvogel schmettert ihm ein lustig Abschiedslied, und er bittet Jenny, den Vogel ja in Acht nehmen zu lassen, er habe ihn so gern. Jenny war hoch schwanger, und die kurze Trennung auf einige Stunden war immer sehr zärtlich. Als Alexandre zurückkam, begrüßte ihn sein Vogel nicht mehr, er eilt zum Bauer: man hat ihm die Füße abgeschnitten. Außer sich eilt er nach den Zimmern Jennys, und erzählte ihr die boshafte That, sie ordnen sogleich eine große Untersuchung an, aber es ergibt sich nichts, Niemand will im Zimmer gewesen sein.

Unmuthig ruft Alexandre bei Tische aus: Es fehlt nur noch, daß man den Hektor, meinen getreuen Jagdhund, und die Zulma, meine schöne Stute, die du mir aus England kommen ließest, Jenny, daß man diese beiden Thiere noch verstümmelte, dann wär ich doch all' meiner Lieblinge bar. —

Wenige Tage drauf war der Hektor verreckt und die Zulma lahm. Aber Jenny lag in Kindeswehen, Alexandre hatte keine Zeit für seinen Grimm. Sie gebar ein reizendes Madchen, und Alexandre war unausſprechlich glücklich; er herzte und küßte das Kind ohne Ende —

„Du haſt wohl die Kleine ſehr lieb, Alexandre," fragte Jenny.

„„Außerordentlich""

„Wohl lieber als mich, Alexandre?"

„„Wie kannſt du ſo thöricht fragen!""

Alexandre geht auf ſein Zimmer. Bald darauf hört er ein kreiſchendes Geſchrei. Es iſt die Amme, welche ihm die ſchreckliche Kunde bringt, die gnädige Frau habe eben das kleine Kind erſticken wollen. Sie habe es mit Mühe gerettet; die gnädige Frau müſſe ſchwer krank ſein.

Entſetzt eilt er zu ihr, ſie liegt bleich auf dem Bett, und erklärt ihm mit matter Stimme, er möge ſie verlaſſen, wenigſtens auf einige Zeit verlaſſen, ſie liebe ihn ſo grenzenlos, daß ſie darüber zu Grunde ginge. Aus Eiferſucht habe ſie die Taſſe zerſchlagen, den Vogel verſtümmelt, den Hund vergiftet, ſeinem Pferde eine Flechſe zerſchnitten, aus Eiferſucht habe ſie eben ihr Kind tödten wollen. Sie könne nichts um ihn dulden was er liebe.

Und er reiſ'te ab von der ſchönen Villa, ging über die Alpen nach Deutſchland, er reiſ'te ohne Zweck und Plan, es war ihm wüſt und traurig zu Muthe, vor ſeiner ſchönen Jenny empfand er einen unheimlichen Schauder. Zufällig kam er wieder nach Braunſchweig.

Jenny ging von Montebello nach Paris. Sie ſchrieben einander kurze Briefe, und ſo verging ein Jahr.

Ihr Kind war an der Bräune gestorben. Alexandre konnte sich nicht mehr denken, daß er an Jennys Seite ruhn, daß er ihren Mund küssen könne!

Ein weiches, deutsches Mädchen kam ihm in Braunschweig mit vieler Liebe entgegen, und er entschloß sich, Jenny die Scheidung vorzuschlagen, da ihnen zusammen doch kein Glück blühen könne. Er erzählte ihr, daß er ein Mädchen gefunden, die ihn mit ihrer sanften Liebe beglücken werde. Jenny antwortete ruhig und ganz zufrieden damit. Auch sie habe eine weniger heftige Neigung gefunden, sie sei vollkommen einverstanden mit seinen Gründen. Eins nur erbäte sie sich: Er möge sie Tag und Stunde seiner neuen Hochzeit wissen lassen, damit sie zu gleicher Zeit ihre Vermählung feiern könne.

Das geschah, und einige Wochen darauf ward Alexandre in der Kirche zu Braunschweig getraut. Seine neue Frau war nicht aus Braunschweig, und sie hatten beschlossen, sogleich am andern Tage zu ihren Eltern zu reisen.

Es war noch sehr früh am Tage, man öffnete erst hie und da die Hausthüren, als Alexandre die Treppe herabstieg nach dem Flur, um etwas in den Reisewagen zu legen, der schon bereit stand.

Da sieht er mit Staunen Jennys Jockey eintreten, denselben, der damals ihre Abreise nach Paris bestellt, der ihm in der Oper die Adresse gesagt hatte, der mit ihnen bei Montebello gewesen war. Er berichtet dem ahnenden Alexandre, daß seine Herrin gestern Morgen in Braunschweig angekommen sei. Gestern Abend habe sie ihm den Brief gegeben, und ihm aufgetragen, mit dem Frühesten ihn abzuliefern. Voll trüber Besorgniß erbrach ihn Alexandre hastig. Er lautete folgendermaßen:

„Ich mußte deine neue Frau sehn, ich war in der Kirche. Meine Heirath war nur ein Vorwand, dich nicht zu stören. Die Liebe zu dir, mein Alexandre, ist noch so unsäglich wie sonst. Die heutige Nacht kann ich nicht überleben. Wenn du diesen Brief erhältst, ist dein Liebesgespenst todt. Sieh', das wußte ich Alles damals, als ich dich zum ersten Male in Braunschweig sah — Gott wollte es aber, daß der Othello noch einmal erfüllt würde."

---

„Questa è 'la campagna de Montebello" sprach der Postillon, und hielt die Pferde an.

Der Wagen stand am Ufer eines ausgetrockneten Flusses, in welchem lauter trockne Steine lagen, der Mond sah bleich darauf herunter.

Schweigsam stieg mein Begleiter mit mir aus, er stützte sich auf meine Schulter, und wir gingen in das Flußbett hinab. Ein lauer Wind strich darin entlang. Der Bediente kam, um uns Kissen zum Sitzen unterzulegen. Wir setzten uns aber auf die Steine, und mein Begleiter sagte: das ist der unglückliche Jockei, das Einzige, was mir geblieben.

„Sie haben mich still angehört," mein Herr, fuhr er fort, „und am Schlusse nichts Unnützes gesprochen. Halten Sie mich nicht für wahnsinnig, wie Manche thun, ich bin's leider nicht, und ich kann mich auch nicht erschießen — nicht wahr, mein Herr, das ist ein Unglück. Wahnsinn ist ein Irrthum, und das Unglück ist ein Kind des Irrthums, und böse Kinder werden immer schlimmer als ihre Eltern; denn sie werden immer größer. — Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?"

„Ja."

Er führte mich eine Strecke in dem Flußbette hinauf, bis an eine dunkle Stelle, wo sich die Bäume neugierig über das Ufer legten. Dort trat er mit mir in's Düstre, zog einen Dolch aus der Tasche, und bat mich, ihn zu erstechen. „Ich schäme mich vor Jenny;" sagte er, machen Sie meiner Schaam ein Ende."

Der Jockei war uns nachgeschlichen und stand hinter ihm.

Ich sagte ihm aber, das Leben sei die Hauptsache, den Tod könnten wir nicht verantworten, aus Gefälligkeit und hergebrachter Convention mitsterben, sei nur in veralteten Trauerspielen Mode. Er solle eine Fußreise nach Spanien machen, da würden ihm die Grillen vergehn, er solle die Geschichte alle Tage Jemand erzählen, da würde sie ihm bald gleichgültig vorkommen. Im nächsten Jahre um dieselbe Zeit hoffte ich ihn am südlichen Thore von Sevilla wiederzufinden.

„Topp!" sagte er —

Topp, sagte ich — trinken Sie viel frisches Brunnenwasser und gehen Sie viel zu Fuß; dabei vergißt sich Alles.

Und er ging. Bald hörte ich den Wagen rollen, immer weiter, weiter auf der harten Heerstraße. Mein schön gestickter Tabacksbeutel steckte in der Wagentasche, ich hätte ihn gern wieder gehabt. Der arme Alexandre! Er braucht viel Klugheit, um seinen Jammer zu betäuben, und erschießen kann er sich nicht, und ich fürchte, der Jammer wird alle Tage wachsen. Am südlichen Thore von Sevilla werd' ich ihn schwerlich finden, und nach meinem Tabacksbeutel fragen können.

Es war ein schlimmes Omen, daß er sich auf der

Campagna von Montebello eine Villa kaufte. Ja, hier schlug er zwar seine schönste Schlacht, der schöne, stattliche Lannes, hier ward er durch sein Schwert ein Herzog von Montebello. Aber jener stattliche Lannes, jener duc de Montebello war just so unglücklich wie Alexandre. Und auf diesem Boden müssen lauter solche Geschichten spielen. Er liebte die Freiheit wie Brutus, aber er konnte dem göttlichen Auge Napoleons, des fränkischen Jupiter, nicht widerstehen. Er sah die Tyrannei, und den Jammer, und die mörderischen Kugeln, er sah Alles das voraus, aber er stürzte sich ihm in die Arme wie Jenny dem schönen Alexandre mit dem süßen, melancholischen Gesichte.

Napoleon war ein kluger Mann, und er wußte wohl, wie viel der ritterliche Lannes ihm opferte, wie jene Siege, welche er so wild mit erfechten half, sein Herz immer mehr zerrissen. Napoleon wußte es wohl, daß der Duc de Montebello mehr wahr als ein ritterlicher Soldat, und als bei Eßlingen die Kanonenkugel seinen Leib zerschlug, da beugte sich jener unbeugsame Kaiser in bittern Schmerze über den blutenden Lannes und rief: Es ist nicht möglich Lannes, daß du stirbst — denn der ergebne Freund, der unsre Schwächen kennt, ist mehr werth, als der thöricht ergebne.

„Il est impossible, Lannes, que tu meurs.“ — —

Lannes aber starb, und seinen letzten, brechenden Blick wollte der Kaiser nicht verstehen — er ging bloß hinein in sein Zelt und weinte bitterlich, und schrieb an des Lannes Frau, und bat ihr das Unglück ab.

Wenn wir's sonst nicht wüßten, daß Napoleon ein großer Mann gewesen sei, die Männer, jene ehernen Freunde, die rings um ihn fielen, weil sie ihn anbe-

teten, würden's uns sagen. An Rolands Liebe habe ich Karl den Großen erkannt.

Es war so mondeinsam auf dem Schlachtfelde, ich saß im Fußbett unter einer langhaarigen Weide und dachte an die nächtliche Heerschau vom Freiherrn von Zedlitz, und an „die blutigen alten Schwadronen," die „trapp — trapp — trapp vorüberritten, und an die marmornen bärtigen Garden, welche vorübermarschirten, „eins zwei — eins zwei." Regungslos sahen alle Augen links her, da stand Er, und wo eine Bärenmütze stürzte, da trat eine andere ein, und die Augen blieben immer links her gerichtet, ob er sie auch sähe. So tänzen junge Mädchen, deren Geliebter an der Seite steht, und dem Tanze zusieht, sie sehen nur nach ihm. So tanzten die alten Garden im Paradeschritt zum Tode durch den Kugelregen, und erst dicht vor dem Feinde fällten sie das Bajonnett und ohne einen Laut drangen sie tödtlich ein, vor diesem gespenstischen, marmornen Stillschweigen aber liefen die Feinde heulend davon. Denn der schweigsame Muth ist der Heldenmuth. —

— Und all' das hat dir nichts geholfen, unkeusche Italia. —

Mit diesen Worten wachte ich auf unter der Weide am Schlachtfelde von Montebello. Die Sonne schien mir in's Gesicht, der ganze Leib schmerzte mich, ich hatte auf Steinen geschlafen. Ja, man bettet uns hart.

— Ich hinkte nach der Brücke, über welche die Straße führt — da kam ein Einspänner hergetrabt, drin saß mit seinem Tubus der Archivarius, und als ich unter seinem Glase erschien, schlug er die Hände zusammen und rief: Sie werden sich noch einmal schön erkälten.

Ja wohl, sagte ich, und stieg zu ihm in den Wagen.

„Wo sind wir denn jetzt?"

Wir fahren über das Schlachtfeld von Montebello.

„So?"

# Vicenza.

---

Außer in Belgien und in Klein-Asien sitzen sich nirgends die großen Städte so auf der Schulter als in Ober-Italien. Man schläft nicht aus von einer zur andern. Nach Malta und Belgien wohnen auch die meisten Menschen hier zusammengedrängt.

Die Straße nach Vicenza ist noch heut so breit, daß die große Armee 25 Mann hoch marschiren kann; und weiß wie Kreide. Weithin nach Norden und Süden ziehen sich dunkle ausdruckslose Felder von Rankengewächsen, die Morgensonne lag glühend auf der Gegend, als wir uns Vicenza näherten. Es schweigt Alles in ihren Strahlen, das ganze Land hat ein katholisch stilles Kolorit; ich könnte mir keine schwatzhaften, predigenden Protestanten in Italien denken. Schon wegen der Sonne können Luther und Calvin kein Glück hier machen.

Vicenza ist eine Sommerresidenz der Lombardei,

ein Mittelpunkt des Lombardischen Adels. Die weite dunkelgrüne Fläche ist erfüllt von Villen und adeligen Häusern, und in der Stadt ist die einzige große Oper, welche im Sommer thätig bleibt. Ich glaube, nur in der Messe wird auch in Bergamo gesungen, in Bergamo, wo Tasso geboren ward. Sonst sind alle die riesengroßen Opernhäuser geschlossen und beschattet von geheimnißvollem Bretterdunkel. Man glaubt es aber kaum, wie wichtig Oper und Theater für den Italiener ist. Puppenspiel und Komödie ist sein Element, die Franzosen sind die Schauspieler der Weltgeschichte, die Italiener die Komödianten der Liebhabertheater. Wie die alten Römer rasen sie noch heut für die circensischen Spiele. Sie reisen von Venezia nach Milano, von Milano nach Fiorenza, von Fiorenza nach Roma, um eine neue Oper zu hören. Die Opern sind ihre Staatsactionen; eine neue Oper ist der Mittelpunkt einer ganzen Jahreszeit. Daneben fehlt ihnen, wunderlich genug, der Tanz. Dieser ist völlige Nebensache in Italien. Klima, körperliche Faulheit, tiefere Volksgebräuche mögen die Ursache davon sein. Ein unverheurathet Mädchen darf nie tanzen, und diese Sitte ist nicht eben ohne Grund, wie das mancher eifersüchtige Liebhaber zugestehen wird. Wer giebt gern allen frivolen Händen den heißen unerfahrnen Leib seines Mädchens preis. Ich war einst sehr entzückt, als mich ein deutsches Mädchen nach dem ersten Kusse versicherte, jetzt tanze sie nimmer wieder. Sie kam mir wie eine freiwillige Heilige vor. Solche heilige Feminina giebt's zur Genüge in Italien. Auch die niedrige Klasse tanzt nicht wie bei uns in den Schenken um die Säule herum, sie amüsirt sich stiller.

Die Liebesintriguen sind bekanntlich in Italien an der nächtlichen Ordnung, aber man darf nie vergessen, daß sieben Achtel davon mit Frauen spielen, auf die Mädchen kommt sehr wenig.

Das sind statistische Notizen für Reisende.

Darum heurathen auch die Mädchen blitzgeschwind, sobald ihnen ein Mann nur den kleinen Finger beut. Sie werden erst durch den Ehemann, das heißt durch seinen Namen, Mitglieder der Gesellschaft. Die armen Mädchen, besonders wenn sie nicht aus vornehmen und reichen Betten stammen, sind sehr übel dran. Ein Mädchen kann sich bei der Opera nur in der Loge sehen lassen, in's Parterre gehen nur die, welche keine Mädchen sein oder bleiben wollen. Die Logen sind aber theuer.

Das Land gehört den patricischen Familien; das arme Volk ist nicht so vortrefflich dran, als wir glauben, wenn es auch nicht so leicht hungern muß, wie bei uns; denn der Italiener hat wenig Hunger und stillt ihn sehr wohlfeil mit einem Stück Polenta und Wassermelone. Die bekannten Pinienzapfen oder pignoli sind schon eine Delikatesse. Napoleons Franzosen sollen Monate lang davon in Spanien gelebt haben. Man röstet sie und der Kern schmeckt wie Mandeln. Was das Vergnügen anbetrifft, so entschädigen sich die niedrigen Klassen in den Kirchen und des Sonntags im Tagstheater und auf dem Korso, wo sie spazieren gehn.

Jede italienische Stadt hat ihren Korso, da fährt Abends um die siebente Stunde die beau monde sich und die schönen Kleider spazieren. Das ist der Eitelkeitsweg der Stadt, wo man mit schönen Equipagen, Gesichtern und Toiletten wetteifert. Das sind

die italienischen Bälle. Die Patrizier fahren und produciren Pariser Moden, die Plebejer kommen aus dem Theatro diurno und produciren italienische Augen und legère, ungeschnürte Taillen.

Die alte italienische Komödie mit den stehenden Figuren ist übrigens in jenen Theatern längst verstorben, die alten Späße, über welche der Großvater schon gelacht hat, verfangen nicht mehr, Pantalone mit dem Bocksbart ist schläfrig, Arlechino ist lahm. Scribe und Kotzebue sind an der Tagesordnung. Auch das italienische Volkselement ist verwirrt worden, ausländische Melodramata werden mit hungrigem Interesse angesehn.

Der Korso von Vicenza zieht sich bis hinaus in's Freie nach dem Campo Marzo, und soll einer der schönsten in Italien sein.

Was die Vicentiner selbst anbetrifft, so kann ich nicht darüber urtheilen, ich habe nichts als Sonnenschein und steinerne Gebäude gesehn. Die Sonne war dreist italienisch an jenem Tage, und nur Geschäftsleute und Gesindel ließen sich in Vicenza sehen. Geschäftsleute sind aber in Leipzig und in Vicenza gleich uninteressant, und das Gesindel gleicht sich überall in Italien: es hat braune, schmutzige, adlige Gesichter und bettelt bis auf's Blut.

Wenn ich Napoleon gewesen wäre, ich hätte mit dem italienischen Gesindel einen großen Prozeß vorgenommen. Ein stumpfes, nordisches, slavisches Element reißt immer mehr ein in die Gesichter der Deutschen. Es werden immer mehr verwischte Novellengesichter producirt, die scharfen, schönen Umrisse hören am Ende einmal ganz auf, es droht uns eine trostlose Flachheit der Gesichter. Ich hätte als Napoleon

einige hundert dieser italienischen Bettler in warmen Bädern rein waschen, sie in goldne Kleider nähen lassen und sie als Ducas und Marcheses nach Deutschland geschickt. Sie hätten alle vortreffliche Partieen gemacht, den alten Adel wieder aufgefrischt und lebten jetzt als sekularisirte und mediatisirte Herrlichkeiten. —

— Ich trat mit dem Archivarius aus dem Wirthshause. Wir hatten zu Mittag gegessen und waren sehr mißvergnügt. Das römische Essen disharmonirte entschieden mit unserm germanischen Magen. Wir zogen so lange grämliche Gesichter, bis wir einander ansahen und lachen mußten. Auch der Speisezettel ist so renommistisch wie Alles in Italien, er ist endlos lang wie Leporellos Register „all' der Damen, die sein Herr geliebt und liebet." Unkundig jener stockitalienischen Namen der Gerichte, verlangte ich schulmäßig und einem soliden Studium angemessen von oben herunter eins nach dem andern. Aber ich war bis auf die Hälfte des Zettels gekommen, und noch war nichts erschienen, was nur von Weitem an etwas reell Deutsches, noch weniger Englisches erinnert hätte. Jedes kleine, unbedeutende Beiessen, was man bei uns gar nicht nennt, was sich von selbst versteht, spielte hier eine selbstständige Charakterrolle. Und Alles triefte von Oel — die Olivenwälder sind ganz scharmant, aber die Olivensaucen sind übel. Man verjagt den Hunger an einer italienischen Tafel, aber nur durch Ekel. Schon in Vicenza seufzte ich nach vaterländischem Brote, nach schwarzem, hausbacknem, barbarischem Brote; ich habe mein Vaterland lange nicht so geliebt, als da mir übel war vom Vicentinischen Mittagsessen. Die wackre Ge-

sinnung jener Landsleute, welche den Börne schmähen, den Vaterlandsschmäher, fiel mir schwer auf's Herz. Ich hatte sie nie genug gewürdigt und ich glaube, Börne verschont auch nicht einmal das Sauerkraut, nicht einmal das gemüthliche, deutsche Sauerkraut. Nichts ist dem Manne heilig, er frevelt an den schönsten Gefühlen. —

Diese italienische Polenta, eine weiße porenlose Mauer aus Mais zusammengeknetet, kann einen verstockten Sünder zum Geständniß bringen. Ich habe nie Weinlieder geschrieben, da mir Essen und Trinken niemals poetisch genug gewesen ist, aber wenn man mir in Italien bei jedem Mahle jenen verwahrlos'ten rothen Wein vino nero — vino santo etc. vorsetzte, da hab' ich mit inniger Sehnsucht, mit heißem, poetischem Verlangen an unsre schlanken, blanken Rheinweinflaschen gedacht, ich hätte gern den Anblick einiger Cypressen für einen tiefen, recht tiefen, deutschen Zug gegeben. Ach, ich habe in Italien fortwährend gedurstet.

— Wir schlichen wie ein Paar Schüler, die schlechte Censuren bekommen haben, trübselig in dem Schatten der großen Häuser hin. Um solches Vergnügens willen so weit zu reisen!

Aber die Schatten waren breit, die Häuser waren hoch. Wir sahen hinauf. Stolze, schöne Gebäude, und ohne Aufhören stolze, schöne Gebäude, und wie oft blieben wir stehn vor einem merkwürdig majestätischen Hause — und die majestätischen Häuser glichen alle einander wie die Söhne einer und derselben Mutter. Auf einem Platze standen wir plötzlich selbst steinern vor einem gewaltigen, steinernen Säulenhause — es war ehrwürdig dunkelgrau und

hatte ein volles diktatorisches Gesicht wie ein römisches Nichthaus. In den Säulengängen waren die schönsten Melonen, Pfirsichen, Aprikosen, Feigen, Orangen und Limonen aufgehäuft, ihre blendenden Farben hoben das düstre Haus.

Wir sahen uns kopfschüttelnd an und fragten einander, ob wir uns irrten, ob nicht Er aus Vicenza sei. Drauf erkundigten wir uns bei einem Weibe, das Limonen verkaufte, von wem das Haus erbaut sei. In Deutschland hätten wir einen Antiquar suchen müssen, hier weiß das jedes Hökerweib. Der alte Städtestolz ist noch nicht erloschen, der eine Zeitlang die Kräfte der Lombardei so auf die Spitze getrieben hat. Sie wissen nichts mehr von Guelfen und Ghibellinen, von Päpstlich und Kaiserlich, aber sie sind noch eifersüchtig, noch neidisch auf einander. In solchen Zeiten der Eifersucht haben die Griechen und Lombarden ihren Sturz vorbereitet; aber auch ihre größten Männer erzeugt. Es geht mit Völkern und Staaten wie mit den Früchten des Feldes und Baumes — wenn sie reif sind, werden sie gemäht oder fallen ab.

Und das ist die Tragödie der Weltgeschichte, über welche man eigentlich als ein gebildeter Mensch nicht mehr weinen sollte.

Die Limonenverkäuferin bestätigte mit Feuer und Hast, daß Er aus Vicenza sei, ganz und gar aus Vicenza, und dort drüben sei das Haus, was er bewohnt, und alle Palazzi Italiens habe Er gebaut — si! — —

---

## 44.

# Palladio.

---

Im Jahre 1508 wurde des Morgens einem armen Vicentiner, der in einer schmalen Seitenstraße wohnte, ein Söhnlein geboren. Der Bube ward Andrea getauft, und wuchs auf mehr zu seiner Mutter als zu seines Vaters Freude. Er hatte ein stilles schweigsames Wesen und beschäftigte sich viel mit Spielereien, malte sich Bildchen, knetete Figuren aus Thon, lag in der Sonne und träumte. Der Vater meinte, er sei zum Handwerker verdorben, und die Mutter entgegnete, das freue sie, denn Andrea solle ein Künstler werden. Auf der Piazza vorn wohne ein sehr geschickter Meister in der Bildhauerei, mit dem habe sie gestern Abend gesprochen, und er werde den Andrea zu sich nehmen. Und so geschah's denn auch: der Bildhauer sagte, Andrea habe ein schönes Auge für den Marmor, ein großes weitläufiges Kunstauge, Andrea würde ein tüchtiger Meister werden.

Um jene Zeit war der Bube groß gewachsen und flügge geworden, er strich des Abends auf dem Korso umher, und die Mädchen schalten ihn heftig, weil sie ihn in dem Verdachte hatten, daß er mehr als eine Geliebte küsse. Andrea sah aber sehr ernsthaft dazu aus, wuchs immer größer, ward immer voller und tüchtiger, und die Figuren, die er mit seinem Meister schuf, wurden ihm täglich kleiner und unbedeutender. Es war viel Unruhe und Drang in seiner Brust.

Am Thore von Vicenza liegt noch heut ein kleiner dunkelgrüner Hügel, der heißt seit vielen Jahrhunderten Monte Berico, und darauf stand damals eine ganz kleine Kapelle. Dorthin pilgerte Andrea gewöhnlich gegen Sonnenuntergang und sah mit Sehnsucht in die Weite. Denn unter dem Monte Berico breitet sich wie ein dunkelgrüner Mantel die Lombardei aus. Das Herz schwoll ihm auf, Größeres zu schaffen als seine kleinen Statuen, und es quälte ihn, daß er nicht wußte, wie das anzufangen sei.

So saß er auf der Treppe der Kapelle, das Land war vom Abende tief roth und blau, drin am Altare knieete ein Weib, Alles war still, und die sinnliche lombardische Andacht schwebte durch die Luft. Es war dem Andrea selig unglücklich, als müßte er eine Welt gebären.

— Da rauschte ein Kleid hinter ihm, er blickte rückwärts, das Weib vom Altare stand hinter ihm, die letzten rothen Sonnenstrahlen fielen auf ihre hohe Gestalt und ihr hohes Antlitz. Sie war schön und verführerisch wie eine griechische Heilige. Andrea sprang vor Freude erschrocken auf, und seine ausge-

breiteten Arme und seine trunknen Augen sagten ihr, daß er sie liebe.

Die griechische Heilige sah ihn mit einem Blicke an, vor dem sein Herz aufsprang wie eine Knospe von der Morgensonne, und ihr weites, schwarz seidnes Gewand rauschte an ihm vorüber, und Andrea seufzte laut auf und ward sich seiner erst wieder bewußt, als der fliegende schwarze Schleier unten in der Dämmerung verschwand.

Er war in einem wunderlichen Zustande: die Gesichtszüge des schönen Weibes waren wie Sonnenstrahlen nur hindurch geflogen durch sein Gedächtniß, er hätte sie nimmer malen können. Aber stolze Tempel und Palläste stiegen auf vor seinem Geiste, hoch und üppig wie der Wuchs der schwarzseidnen Dame, mit wollüstigen Säulengängen und breiten berauschenden Lichtern wie die Augen, die großen Augen des Weibes. Ihre Augen erschienen ihm so groß wie der Himmel.

Es weiß Niemand genau, wie jene Nacht und jener Tag vergingen, am andern Abende stand er wieder oben auf dem Monte Berico, und das schöne Weib stand neben ihm und erklärte ihm die Schönheit der Welt. Er stand eine Stufe tiefer denn sie und sah mit dem seligsten Schmerze hinein in das weite Auge der Göttlichen, es war ihm, als könne er immer nicht tief genug hineinblicken, denn die Gebäude der athenischen Akropolis und dahinter die Palläste von Babylon meinte er zu sehen, und hinter diesen Pallästen waren noch schönere, sein Auge reichte nur nicht weiter. So drängte er im Glück des Schauens sein Haupt nahe an ihren Leib; sie trat

aber zurück und sprach: Du darfst mich nimmer berühren Andrea.

So verging ein Abend nach dem andern; sie fanden sich immer wieder bei der kleinen Kapelle, und erzählten einander von den Schönheiten der Welt. An einem warmen Abende, als die schwarzseidne Dame ihren schönen, entblößten Arm ausstreckte und einen Halbkreis zog an dem Horizonte, um einen phantastischen Pallast darzustellen, als Schulter und Busen dem vorgebeugten Arme sich nachsenkten, hin zu Andrea, so daß der warme Hauch ihres Lebens ihn berauschte, da vergaß er ihres Wortes, drückte ihren schönen Arm um seinen Hals, bedeckte Busen und Schulter und Mund mit Küssen, stürmte mit aller Raserei der Jugend in die weiche volle Schönheit des Mädchens ein, war unbändig wie ein Halbgott.

Und das schöne Mädchen wehrte matt der überwältigenden heißen Liebe, und es ward dunkel im Thal, es ward dunkel auf dem Monte Berico — das unendliche Küssen fragte nicht nach Sonne und Mond. —

— Leuchtenden, glücklichen Auges stieg am andern Abende Andrea wieder den Hügel hinauf, um seine Geliebte zu küssen. Aber es ward dunkel in der Ebene und auf dem Monte Berico, nicht Mond, noch Sonne, noch irgend ein Stern konnten einen Kuß verrathen, Andrea saß einsam an der Kapelle. Und es vergingen sieben Abende einer langen Woche, seine Einsamkeit blieb ungestört. Er durchfragte alle Palläste, alle Hütten Vicenzas, er fragte jeden Wagen, jeden Schleier auf dem Korso, das Blut stürzte ihm in die Augen — nirgends, nirgends war die Dame seiner Palläste zu finden.

Nach vielen Wochen erzählte ihm seine Mutter, daß man lange Zeit sein Leben und seinen Verstand aufgegeben habe, so sei er vom hitzigen Fieber geschüttelt worden. Als er bleich und matt zum ersten Male wieder vor das Thor kam, und die kleine Kapelle auf dem Monte Berico erblickte, da fuhren ihm dunkle, ferne, ferne Mährchen durch den Sinn von schwarzseidnen Tempeln, fleischigen, vollen Palläften mit großen Himmelsaugen, Fenstern, auf welchen die ganze Sonne schlafen könne. Und auf dem Rückwege trat er in's Haus des berühmten Trissino, zeichnete ihm wunderliche Gebäude auf den Tisch, und fragte ihn, ob er's nicht erlernen könne, solche Häuser wirklich zu bauen, er hätte ihrer gar zu viel in Kopf und Herzen, und müsse einige los werden, sein Auge lechze nach ihrem Anblick. Auch fühle er, daß er die Gestalt seiner verlornen Geliebten wieder aufbauen könne in schönen Palläften.

Und Trissino stieg mit ihm zu Rosse, und sie ritten nach Rom. Dort erklärte er ihm die Schönheit der Architektur, und Andrea sagte, das stimmte Alles vollkommen zu dem, was er früher darüber empfunden, was er sich über volle architektonische Formen gedacht habe.

Als sie zurückkamen, fing Andrea an zu bauen, lauter Palläste aus dem Auge seiner schwarzseidnen Dame, und auf dem Monte Berico erbaute er eine Kapelle in Form eines Maltheserkreuzes, welche die frühere kleinere einschloß, und welche heut noch steht.

Man erzählte sich, jene Lehrmeisterin Andrea's sei eine sehr vornehme Dame aus Venezia gewesen, und es dauerte gar nicht lang, so schickten die Herren vom Markusplatze in Venedig den Titel eines „Bau-

meisters der Republik Venedig," und Niemand baute in Oberitalien einen Pallast, der nicht dem Andrea den Bau übertrug.

Andrea Palladio hieß aber jener Jüngling mit seinem vollen Namen, welchen jene Limonenverkäuferin so eiligst aussprach. Palladio heißt der Stolz Vicenzas, und wo man in Oberitalien einen von den vollen, fleischigen Pallästen sieht, an welchen selbst die üppigen Säulen Wollust der Schönheit zu empfinden scheinen, aus welchen gleichsam große, küßlustige Himmelsaugen blicken, da kann man immer von vornherein wissen, das ist einer von Palladios vollen Liebesgedanken. Und er hat der Gedanken unglaublich viel gehabt, Vicenza wimmelt von Pallästen des Signore Andrea Palladio, und Padua, Venedig hat Kirchen und Häuser in Fülle von ihm.

Die Eitelkeit der italienischen Städte auf ihre Künstler hat etwas Rührendes. Verona auf Paul Veronese, Padua auf Petrarca, obwohl er bloß da gestorben ist, Venedig auf Titian, Vicenza auf Palladio. Und jede Stadt kennt ihren Helden bis auf die Fußspitzen. Man wieß uns das Haus des Palladio, und wir haben ihm zu Ehren vor seiner Thür Kaffee getrunken. Damit ich doch Einen beglücke, welcher die Jahreszahlen liebt, setze ich sein Todesjahr her — Andrea Palladio starb im Jahre 1580. Es ist nicht zu übersehen, daß er das sinnlich schöne, römisch-katholische Zeitalter des zehnten Leo, des weichen, schönheitsschwärmerischen Medizäers, mit durchlebte. Gerade damals legte sich der Katholizismus recht an die Brüste der Schönheit und Kunst, und während die Frivolität seines orthodoxen Aberglaubens auf's Höchste stieg, erstieg auch seine Schönheit den Gipfel.

Er glich einem koquetten Frauenzimmer, die immer übermüthiger wird, je mehr sie ihre Schönheit sich entwickeln sieht. —

Damals warfen die ledernen Hände der nüchternen neuen Pfaffen in Norddeutschland die schönen nackten Bilder aus den Kirchen, strichen das Mysterium mit weißem Kalk an, verwandelten den verborgnen Gesang der Himmel in das trocken irdische Geschrei einer unmusikalischen Menge. Im Süden ras'te man mit Wahnsinn, im Norden mit Vernunft. Und bei St. Veit eine vernünftige Raserei ist die unheimlichste.

— Man hat dem Palladio den schönen Namen des Raphaels unter den Baumeistern gegeben.

Wir brannten vor Begierde, auf den Monte Berico zu kommen. Er ist das Auge Vicenzas: ja er ist für mich das Auge der Lombardei. Sanft aufsteigend geht man hinauf durch einen langen, langen bedeckten Säulengang, durch die Arkaden. Nach der Stadt zu und nach Osten sind sie offen, und die Lombardei wächst immer länger und breiter vor den Blicken, je höher man steigt. Und wenn man ihr Ende, ihren äußersten Höhepunkt erreicht zu haben glaubt, da haben diese liebenswürdigen Arkaden nur ihr Haupt gewendet und in der nämlichen langen, langen Ausdehnung laufen sie nach Südost sich kehrend bis zu Madonna del Monde hinauf, jener Kapelle, wo die schwarzseidne Dame gestanden.

Sie sind ein zauberhafter Guckkasten, diese Arkaden. Hier erfährt man die Bedeutung des Wortes „Lombardei." Wie ein dunkelgrünes spiegelglattes Meer läuft die Ebene bis an die Tyroler Berge, und auf der andern Seite endlos, ohne Begrenzung nach

Padua hinüber, dessen Thürme wie ferne Segel schwimmen. Gleich kühnen Versen schießen hier und da die kecken Cypressen, die leuchtenden gerad' in die Höhe gehenden Kirchthürme auf; einmal wie das andre, links wie rechts, und diese liebenswürdige, großartige Einförmigkeit berauscht das Auge mit einer klassischen Poesie. Und ein dunkelfarbiger romantischer Friede liegt wie ein Romanzennebel auf der weiten Ebene, die alten römischen Helme, die gothischen Lanzenspitzen, die mittelalterlichen Barettfedern, die französischen Adler, Alles das sieht man abwechselnd zwischen den fernen Cypressen auftauchen und verschwinden.

Dort oben in den Arkaden muß man römische Geschichte schreiben.

Es hat jeder Mensch einen Lichtpunkt in seinem Leben, von wo aus sich die Strahlen über die früheren und späteren Tage verbreiten, dem Einen ist's das Auge der zuerst Geliebten, dem Andern ein freier, fröhlicher Frühlingsmorgen, dem dritten ein Gedanke, welcher ihm das Weltgeheimniß aufschließt. Jene Madonna del Monte war mein Lichtpunkt Italiens — dort empfand ich bis in's innerste Herze die Schönheit Italiens.

Ich stand mit verschränkten Armen auf der Treppe jener Madonnenkapelle wie Polykrates auf seines Daches Zinnen zu Samos, und sah hinüber das flache dunkle Land entlang bis an die Berge Tyrols. Die Ebene geht hügellos gleich einer glatten Tafel bis an das Fußblatt der Berge, wie sich diese Formation schon bei Salzburg ankündigte. Feine, durchsichtige Sonnennebel flogen herab von meiner Heimath wie Geistergewänder — Geister hast Du wohl, o Heimath, aber keine Farben.

Die Farben sind es eben, welche wie dunkle verführerische Locken auf diesem Lande ruhen.

Die Pforten der Kapelle standen offen, durch die verhangenen Fenster fiel ein kühler, dunkelrother Tag in das marmorne Gotteshaus. Die Madonna selbst ist schamhaft wie eine deutsche Jungfrau, stets verhüllt sie sich mit einem goldnen Schleier, nur wenn der Priester das Allerheiligste zeigt, enthüllt sie ihr Antlitz auf Augenblicke. Vor ihr lag, wie damals als Palladio eintrat, ein schwarz verschleiert Frauenbild, still und regungslos, schlafend oder sterbend in Andacht.

Leise schlüpfte ich auf dem glatten Marmor hin: der Ort schien mir durch den Glauben und die Natur, welche durch seine Fensterspalten sah, so heilig, daß mir jedes Geräusch verletzend erschienen wäre.

Wenn ich zum ersten Male ein überaus schönes Mädchen sehe, so kann ich sie nur mit gedämpfter Stimme anreden. Es giebt eine gewisse Schönheit, die Stille und Schweigen erheischt.

Im Refektorium hängt ein groß Gemälde von Paul Veronese, das sieht Einen plötzlich mit rührenden Augen an. Es ist La Cena di San Gregorio. Papst Gregorius hat immer eine reiche Tafel für die Armen bereit gehalten. Einst fand sich ein sehr schöner Pilger dabei ein, und setzte sich neben den mitspeisenden Papst, und als das Mahl zu Ende war, verwandelte sich sein Teller in Gold. Da erkannte der Herr Gregorius den Herrn Christus selber, wie mich dünkt, nur etwas zu spät, aber sehr bezeichnend für einen Papst, der erst Gold sehen muß, eh' er an die Heiligkeit glaubt. Auf heilige Teller versteht er sich, aber nicht auf heilige Augen. Ich kann mir

nicht helfen, aber wenn ich die Gastfreundschaft sehe und Armenspeisung, so denke ich immer an Muhamedaner, höchstens an die Apostel, aber an unsre guten Christen nimmer. Es mag daher kommen, daß alle die magern Kaufleute mit dürren, langen Fingern, die ich gierig und einsam ihr Mahl verschlingen sah, christliche Kaufleute waren. Aber trotz des realistischen Papstes und dieser ruchlosen Gedanken fiel das Bild wohlthuend auf mein Auge. Es füllt eine ganze Wand, und hat ein verschwenderisch reiches südliches Ansehn. In einem hohen Säulengange speisen die bärtigen Leute, Treppen führen von beiden Seiten hinauf, die bunten Diener mit den breiten Schüsseln drängen sich an einander vorüber, Kinder, Affen, Kardinäle, Hunde, Pagen sitzen durcheinander, inmitten glänzt das egoistisch-heilige Papstgesicht — es ist ein schönes Bild.

Man erzählt, Paul Veronese habe das Bild auf der Flucht gemalt. In der Nähe von Vicenza liegt nämlich die Villa des Grafen Caldogno, dort habe Paul von Verona und Fasolo Fresken gemalt, und die des Fasolo seien dem Paul so schön vorgekommen, daß er ihn an einem heitern Morgen aus Eifersucht niedergestochen habe. Darauf sei er nach der Madonna del Monte geflüchtet, und habe hier zur Beschwichtigung seines Gewissens und zur Ausfüllung seiner Zeit die berühmte Cena gemalt. Die Gewissensbisse können nicht sehr heftig gewesen sein, denn der Pinsel ist stark und kräftig, die Farben sind frisch und munter, roth und grün. Das kommt von der italienisch-katholischen Civilisation. —

Als ich wieder durch die Kapelle ging, seufzte das schwarze Frauenbild tief und laut. Der Archivarius

stand in einer Ecke, beobachtete sie durch sein Glas, und machte mich aufmerksam. Sie schlug wirklich den Schleier zurück — es war Hortensia, das wunderliche Mädchen am Gardasee. Aber wie verändert, wie tief und schwer verändert! Ein strenges, büßendes Römerinnengesicht schaute aus ascetischen Augen, und um den Mund hatte sich der bekannte griechische Tragödienzug unauslöschlich eingegraben.

Ich trat an sie heran, ein todter Blick fiel auf mich, todt, lang, kalt — dann winkte sie mir abwehrend mit der Hand. Ein kleiner Küster trat an mich heran, und bat, das Mädchen nicht zu stören, sie wolle eine Tochter Gottes werden.

Also auch in dir, du unternehmender Katholizismus irrt man sich, wenn man dauerndes, kühnes Leben sucht. In Deutschland werden die Leute moralisch und gehen in die Betstunden, wenn sie sich vor dem Vergnügen zu fürchten anfangen, in Italien gehen sie in's Kloster. Es ist doch schrecklich, daß der Herrgott so viel Vergnügen gedeihen läßt auf der Welt, es ist nicht nur schrecklich, es ist Unrecht. —

## 45.

# Padua.

---

Wenn ich ein ächt englisches Gesicht sehe, da kommt mir immer eine ganze Schaar von historischen Gedanken. Dies helle, klare Gesicht mit dem Reife eines grünen neblichen Landlebens erinnert mich stets an die Völkerwanderung. In solchen englischen langen Gestalten, die so halbblond, vergeistigt gesund aussehen, erblicke ich das große Geschlecht der Gothen, welche den größten Theil Europa's damals verjüngten. Es ist mir immer, als existirten nur drei Menschengattungen in unserm Welttheile, nämlich Slaven, welche aus dem tiefen Asien und aus verborgenen asiatischen Thälern sich zusammengefunden haben; ferner Gothen, welche bis nach Spanien und Afrika drangen, und noch heut das Hauptelement von Deutschland, Skandinavien, England, Holland, Belgien, Nordfrankreich sind; drittens Ueberreste der alten klassischen Völker, der Völker, welche einst alle lateinisch verstanden.

Als wir an einem Landhause bei Vicenza still hielten, sah ich drei Männer auf dem Balkon stehen, und sie sahen aus wie ganz verschiedene Geschichtsepochen. Der mittlere war länger als die beiden andern, schlanker, mit unbestimmteren, aber interessanteren Gesichtsformen, mit einem drängenden, tief poetischen dunkelblauen Auge. Das war ein Barbar, der von den Gothen abstammte — es war nicht ein lateinischer Strich an ihm, und die sanfte gothische Liebe lag auf seinen Augenbrauen, er mochte finster oder fröhlich aussehn. Die andern beiden waren nicht so groß, hatten Adlernasen und diktatorische Augen voll Kraft, aber ohne Phantasie. Alle Formen an ihnen waren fest, abgemacht, nichts aber blieb unbestimmt, zweifellos in ihrem Aeußeren. Und der Zweifel ist es, welcher die moderne Zeit beginnt: der Zweifel schuf neue Religionen, der Zweifel stürzte Rom, der Zweifel macht interessant, ein Wort, was die klassischen Völker gar nicht kennen. Sie waren bloß groß oder klein, schön oder häßlich.

Und das sind sie zum Theil in Italien noch, sie sind wirklich noch die fortgepflanzten Leiber und Augen und Nasen der Lateiner, sie sind ganz, ganz andre Menschen als wir Gothen, wir Barbaren. Die lateinischen Völker sind heut noch schöner als wir, aber wir sind reicher, mannigfaltiger und interessanter. Das Wort Langeweile ist ihnen noch unbekannt, und das ist ein Zeichen, daß sie viel langweiliger sind, als wir. Sie leben in Stößen und tragen bewußtlos zwischen diesen tödtlich lange Pausen; wir leben in fortwährender Bewegung und Thätigkeit, wir sind viel breiter, umfangsreicher gebildet, die lateinischen Völker sind heut noch so einseitig wie Rom es war. Rom's

Einseitigkeit war aber großartig, die jetzige italienische ist putzig. Sie produciren statt der altrömischen Triumphe scharmante Opern, und sind ein Vierteljahr lang von einer Tenorarie entzückt, und warten dann ein Vierteljahr auf eine neue. Statt der altrömischen Wundergeschichten erzählen sie sich kleine Geschichten von ihren Komponisten, und in Ermangelung größerer Gegenstände bewundern sie diese. Rossini ist einmal in Mailand in einen Musikladen getreten, und hat eine sehr schöne Dame dort gefunden. Er will ihr eine Liebeserklärung machen, die Dame fordert sie aber musikalisch. Und Rossini geht in's Nebenzimmer, und schreibt eine kleine Arie, wo jede Zeile mit einem gesungenen Seufzer schließt, und die Dame und Italien sind entzückt davon.

Diese Geschichte von Rossini im Mailänder Musikladen hab' ich in jeder Stadt zu wiederholten Malen erzählen hören, und sie erzählten das, wie die alten Römer von Cato's Tode in Utica gesprochen haben mögen.

Die beiden Italiener auf dem Balkon erzählten sie eben wieder dem Engländer, der zwischen ihnen stand, ich hörte sie bis unten seufzen, und wir machten, daß wir fortkamen.

Der Weg nach Padua wird immer deutscher, man sieht sogar hie und da eine Wiese; es stehen Weiden am Wege, italienische Pappeln, Rustern mit ihren flüsternden Blättern, Platanen mit ihrem lichtgrünen Walde, sogar die schönen italienischen Ochsen werden seltner. Solch' ein Paar Ochsen, die mit altrömischer Gemüthsruhe vor einem Wagen liegen und käuen, dürfen auf einem richtigen italienischen Bilde nicht fehlen. Sie sind sehr groß und stark, haben edle, noble

Ochsengesichter mit ernster, klassischer Ruhe, und ihre Hörner sind groß und kühn wie das Papstthum. Alle Ochsen, die ich dort gesehen habe, waren von weißer Farbe, und diese gab ihnen solch' ein menschlich melancholisches Kolorit, daß ich mir Italien gar nicht mehr denken kann, ohne seine stillen, wiederkäuenden Ochsen, die in schweigsamer Schönheit und lautlos ihre Lasten ziehn. Diese Ochsen haben auch die vielen tausend Verwundeten gezogen, welche für die Freiheit oder sonst Etwas in die Kugeln gelaufen sind. Auch die blutenden Räuber ziehen sie nach den Städten, und wenn ihnen der Priester begegnet, so halten sie still, damit der Sterbende die letzte Oelung bekomme, ja sie knieen selbst dabei nieder — es sind liebe historische Thiere, die sich in Alles zu schicken wissen, und gleich allen Ochsen nicht ahnen, welch' eine furchtbare Kraft in ihrem Zorn und ihren Hörnern ruht.

Auf dem Wege nach Padua findet man sogar eine Art von Dörfern, die wie in Deutschland hinter Bäumen liegen. Es geht der Meeresküste zu, alle Aussicht ist zu Ende, und dennoch wurden wir lebhaft daran erinnert, daß wir noch in Italien seien. Der Tag neigte sich, der Vetturin fuhr mit seinen kleinen dalmatischen Pferden, die hier sehr gewöhnlich sind, auf der breiten Straße frisch trabend dahin, es lag Alles still und glücklich um uns her. Da wies der Vetturin mit der Peitsche auf eine weiße Wolke hin, welche nach dem adriatischen Meere zu langsam vorüberzog. Sie war klein und unbedeutend, und wir begriffen nicht, was er damit wolle. Da sahen wir plötzlich, daß die Wolke in Feuer aufging; alle deutschen Träume und Allegorien fielen mir ein. Sie schleuderte Blitze nach allen Seiten, und rückte nicht

von der Stelle. So klein, so weiß-blond und so voll Feuer. „Auf dem Meere ist ein Gewitter," sagte der Kutscher, und setzte sich auf seinem Sitze fester, und schüttelte mit dem Kopfe.

Nach einer kleinen Weile kehrte er sich wieder um, und sagte uns leise, an unsrer Straße seien so viel Bäume, und es würden häufig Wagen angefallen von Spitzbuben.

In Deutschland habe ich immer auf die gute Polizei geschimpft, hier schimpfte ich auf die schlechte. Mit welchem Vergnügen hätten wir einige preußische Gensdarmes umarmt, wenn sie uns begegnet wären. Jeder von uns verachtete laut die Furcht vor eingebildeten Gefahren, und jeder senkte still die Hauptbörse in den Stiefel, und rüstete sich eine Theaterbörse für den Banditen. Damit selbiger auch meine Delikatesse erkenne, steckte ich einen Dukaten unter das Silbergeld; wir wurden still, und erwarteten unser Schicksal. Es ward immer dunkler, und „Padua" — „Padua" seufzten unsre Herzen.

Plötzlich hörten wir lärmende Stimmen unweit vor uns — der Vetturin seufzte den Namen eines Heiligen, und hieb in die Pferde — es schien ein Trupp von Landleuten zu sein, die aus Padua kamen.

Endlich lag eine schwarze Masse vor uns, und der Vetturin athmete tief auf. Der österreichische Korporal mit der weißen Jacke und dem gelben Wüstengesichte war uns ein höchst erfreulicher Anblick, und zum ersten Mal in meinem Leben gab ich meinen Paß mit Vergnügen ab.

Das Gewitter vom Meere hatte einen Schauer seines Zorns herübergeworfen bis auf's Land, die Straßen waren feucht, und die Regentropfen glänzten

hie und da im Laternenschein. Es war ein endlos Fahren durch allerlei Straßen, und ich mußte mich immerfort besinnen, wo ich sei. Es giebt Städte, bei denen man nicht einen Augenblick vergessen kann, wohin sie gehören; wer kann durch die vornehmen Berliner, durch die ängstlich stillen Casseler, durch die wogenden Wiener Straßen fahren, ohne fortwährend Berlin, Cassel und Wien vor Augen zu haben, wer verkennt eine deutsche Reichsstadt, eine polnische Landstadt!

Aber in dies Padua konnte ich mich nicht finden, die Doctoren von Padua rauschten mir mit ihren langen Roben im Kopfe herum, ich konnte die Vorstellung nicht los werden, daß wir in eine deutsche Universität gerathen seien. An den Häusern liefen die steinernen Lauben entlang, wie man sie in den schlesischen Gebirgsstädten sieht. Dort werden sie „Löben" genannt, und es sind Schutzdächer, welche fünf, sechs Schritte breit herüberreichen in die Straße, und lange Bogengänge bilden, wo man vor Sonne und Regen geschützt ist. Unter diesen „Löben" waren die Boutiquen geöffnet, und die Menschen liefen hin und her wie bei den deutschen Jahrmärkten.

Dann rollte der Wagen wieder neben finstern alten Gebäuden vorüber, und die ganze mittelalterliche Gelehrsamkeit Padua's sah schwarz von ihnen herunter. Das gab der Stadt wieder eine düstre Würde. Auf einer Piazza hielten wir vor der „Stella d'oro."

Alles in dem Hause war dunkler, kalter Marmor, der Fußboden, die Wand, der Tisch, der Fenstersims, es ward mir am Ende feierlich gelehrt zu Sinne, und ich ging mit gemessenen, ernsthaften Schritten aus, um mir die nächtliche Stadt zu besehen, unter jedem

Quadersteine, dacht' ich, ruht das Buch eines Doktors von Padua.

Ein glänzend erleuchtet Gebäude zog meine Blicke und Schritte an. Es kam mir vor wie ein moderner salomonischer Tempel, auf den Vorplätzen saßen Herren und Damen. Wenige Stufen führten hinauf, und da saßen wieder Herren und Damen und eine endlose Reihe von Zimmern lag vor mir, ich mochte mich rechts wenden oder links, und Alles war glänzend hell, und überall saßen Herren und Damen. Ich war wie berauscht, und griff nach der ersten Säule, ob ich träume oder wache. Die Säule war glatter, kühler Marmor — ich rannte schnell durch die Säle, überall schöne Welt, glänzendes Licht, überall Marmor, Alles Marmor.

Hat denn Tasso in Padua gelebt, ist's ein Pallast aus Armida's Gärten?! — Nein, sagte der Archivarius, es ist ein Kaffeehaus, in Berlin würde man's eine Tabagie nennen. Genießen wir ein Glas Eis.

Wir setzten uns, und man brachte uns Eis. Abgerundet, abgezirkelt wie ein schlanker rosenrother Thurm stand das Glas vor mir, ich scheute mich, das Kunstwerk anzurühren. Eine volle Paduanerin saß nicht weit von mir, und sah mich forschend und lächelnd an — der gothische Barbar mochte mir aus allen Fingerspitzen kucken.

Und doch war mir Alles, doch war ich mir selbst niemals so klassisch vorgekommen, als hier mitten in diesem Marmor. Ein anständiger Mensch kann hier gar nichts Ordinaires sprechen. Die alten Griechen hatten auch wirklich viel leichter schreiben, wenn sie unter ihren klaren, schönen Hallen saßen; die Gedanken sind wie die Kinder im Mutterleibe von den

Umgebungen abhängig; die Mutter versieht sich, und das Auge versieht sich. Das Verdienst eines Deutschen ist noch einmal so groß: er sieht in seinem kleinen Landstädtchen nichts als Misthaufen und sorgenvolle Gesichter mit dem unwandelbaren Motto: „Gieb uns unser täglich Brot!“ und soll schöne, fröhliche Dinge schreiben.

Wenn man aber so unter Marmor und Schönheit sitzt, dann hält man auch das ganze Schreiben für überflüssig — wenn wir befriedigt sind, brauchen wir keine Feder. Ohne Hunger giebts keinen Schriftsteller. Es ist nur zu bedenken, daß es mancherlei Hunger giebt. —

— Ich weiß es selbst nicht, wie lange ich an jenem Abende im neuen Paduanischen Caffeehause gesessen habe. Meine Reisegefährten waren fortgegangen, ich wußte nicht mehr, wann und wohin — durch die offnen Fenster drang die abgekühlte, üppige Gewitterluft, rings um mich her erblickte ich Marmor und klassische römische Köpfe, und ein schönes Weib darunter spielte mit ihrem Shawl, mit ihren Augen und kleinen Geschichten, die sie erzählte.

Nur eine davon hab' ich behalten. Im Jahre 1812, als Napoleone noch Herr der Welt war, kam ein blutjunger französischer Volontair durch die Straßen von Padua geritten. Er hat noch keinen Bart, aber große, verliebte Augen, und als diese zwei andern verliebten Augen im ersten Stockwerk begegnen, da steigt er vom Pferde, tritt in's Haus, und ersucht die Mutter des schönen Mädchens, was er am Fenster gesehen, ihn in's Quartier zu nehmen. Die Mutter frägt nach seinem Billet. Der Franzose sagt,

er habe es verloren, aber es laute zu ihr — „Madame heißen doch?“ —

— Signora Carmagnola —

„Ganz recht, Signora Carmagnola; ich habe den Namen schon in Paris gekannt, der Oberst meines früheren Regiments hat uns oft erzählt, wie er im Kriege gegen die Austriaci Padua zum ersten Mal besetzt habe, damals haben die schönsten Damen Paduas auf den Balkonen gestanden und die Franzosen „willkommen“ geheißen.“ „Danals — so erzählte, Signora, mein Oberst mit Feuer — damals habe er vor dem schönsten Mädchen Paduas seinen Degen geneigt, vor Mademoiselle Carmagnola“ —

Dabei küßte der junge Franzos der Signora mit vieler Galanterie die Hand, öffnete die Thür des Zimmers und bat sie, voranzugehn. In selbigem Zimmer befand sich das schöne Mädchen, das er am Fenster gesehen hatte, und der junge Herr versicherte der Mutter und der Tochter, daß er nie eine so frappante Aehnlichkeit gesehen habe.

Am nächsten Abende, als die Signora Carmagnola nach dem Prato della Valle spazieren ging, lag der junge Franzos vor der Mademoiselle Carmagnola auf den Knieen und beschwor sie, ihn zu lieben. Das Mädchen verwirrte ihm mit der kleinen Hand die schwarzen Locken und sagte, er sei noch zu jung. Da sprang der Franzos auf, holte ein Pistol und schwor dem Mädchen mit bebender Stimme, daß er sich auf der Stelle erschießen werde, wenn sie ihn nicht liebe. Das Mädchen lachte und beruhigte ihn, was ihr nicht so schwer wurde, da der Franzos sehr hübsch war. Er blieb ein halbes Jahr lang in Padua und sprach nicht mehr vom Erschießen. An einem schönen Mor-

gen aber erhielt er draußen an der Brenta auf dem Exercierplatze den Befehl, alsogleich zu marschiren. Er gewann nicht so viel Zeit, um Abschied zu nehmen, und erst vor einigen Wochen kam er zum ersten Male wieder nach Padua zurück.

Es waren also über zwanzig Jahre vergangen, und in zwanzig Jahren ändert sich viel. Er forschte umsonst an allen Orten nach der Signora Carmagnola. Niemand wußte, was aus ihr geworden sei; im Jahre 1813 sei sie aus ihrem Hause verschwunden, die Stadt habe sieben italienische Miglien im Umfange, es habe sich Niemand die Mühe gegeben, die Frau mit ihrer blassen Tochter aufzusuchen.

Der Franzos ergiebt sich in sein Schicksal und vergißt die Angelegenheit, er war seit dem Jahre 1813 weit in der Welt herumgekommen und hatte Vielerlei erlebt. Geschäfte hatten ihn nach Padua geführt, Geschäfte fesselten ihn eine Zeitlang daselbst. —

Eines Tages schlendert er in der Kirche der heiligen Justina herum, betrachtet das schöne Altarblatt Paul Veroneses und die geschnitzten Chöre, an denen Riccardo Taurin zwei und zwanzig Jahre gearbeitet hat, und ist festlich gestimmt durch das hohe, einfache Gebäude — da erhebt sich an einem Seitenaltar eine Frauengestalt. Nur einen Moment sieht er die Augen, dann fällt der Schleier darüber. Aber jene Augen wecken alle Gestalten seines Herzens auf. Acht Tage lang geht er umsonst nach Santa Giustina, das Mädchen mit den wunderthätigen Augen ist nicht mehr zu sehn. Am neunten Tage, als er eben wieder in aller Frühe nach der Kirche steuert, tritt sie mit einer älteren Frau eben aus der Thür, ihr Schleier ist

zurückgeschlagen — das Antlitz fällt ihm wie ein Gedicht seiner Jugend in die Seele. Er glüht und bebt, er kann sich nicht fassen — das Mädchen umarmt die ältere Frau, die nach der andern Seite von dannen geht. Jene kommt auf ihn zu, unverschleiert, schön wie ein Sonnenstrahl — berauscht von ihrem Anblick tritt er ihr entgegen und bittet sie, seine Begleitung anzunehmen. Er bittet so heiß wie ein Wüstenwandrer, der am Verschmachten ist, um einen Trunk bittet. Das Mädchen lächelt — er war ein Mann von etwa fünf und dreißig Jahren in voller Mannesschönheit. Sie sagt ihm, ihre Mutter sei eben nach der Brenta gegangen, um nach Venezia zu fahren, sie wohne allein und könne keinen Mann bei sich sehen. Wenn er ihr was zu sagen habe, so möge er ein Stück mit ihr gehn, nur nicht bis an ihr Haus wegen der Nachbarsleute.

Und der gewandte Franzos war so bestürzt von der Schönheit und Anmuth des Mädchens, daß er nichts zu sprechen wußte und sie nur dringend bat, des andern Tags wieder zur heiligen Giustina zu kommen.

Am andern Tage knieete er neben ihr in einer stillen Seitenkapelle und sein Mund floß über von dem Gesange seines Herzens. Er sagte ihr, sie sei die Heilige seiner Seele, das Geheimniß seines Lebens ruhe auf ihrem Munde, der Himmel seiner Seligkeit in ihren Augen.

Das Mädchen lächelte und ging heim. In einiger Entfernung ging er ihr nach und sah das Haus, in welches sie eintrat.

Als es dunkel ward, öffnete er die Thür ihres Zimmers, und warf sich zu ihren Füßen und beschwor

sie um Liebe. Das Mädchen machte ihm lebhafte Vorwürfe, daß er sie so in Verlegenheit bringe, die Hausleute hätten ihn gewiß gesehn und ihre Mutter könne jeden Augenblick von Venezia zurückkommen, und die habe sie immer auf das Rührendste gewarnt vor unvorsichtigen Liebschaften.

Er blieb aber ungestört zu ihren Füßen liegen und beschwor sie immer glühender um Liebe. Endlich sagte sie ihm, daß er ein hübscher, angenehmer Mann sei, daß er aber mehr das Zutrauen weckende Wesen eines Bruders für sie habe — jetzt aber möchte er nach Hause gehn, denn die Mutter könne jeden Augenblick kommen.

In dem Augenblicke ging die Thür auf — es war unterdeß sehr dunkel geworden — eine Frau, vom Regen triefend, kam bis vorn an's Fenster, wo der Franzos noch vor dem Mädchen knieete, und suchte im Dunkeln die Gestalten zu erforschen. Als sie einen Mann und die Situation zu erkennen schien, wendete sie sich zurück in's Zimmer; ihr großes feuchtes Tuch fiel zur Erde; sie ließ es liegen.

Nur dem nahen Ohr des Franzosen vernehmlich flüsterte das Mädchen die schwankenden Worte: 's ist meine Mutter — —

Die Frau stand im Hintergrunde still — Niemand regte sich im Zimmer. —

Unweit von dem Gemache, was die beiden Frauen bewohnten, lebte in einem kleinen Raume ein bejahrter Studiosus, der ein eingezognes, fleißiges Leben führte und des Abends immer zu Hause war. Die Mutter des Mädchens war ihm sehr zugethan, weil er ein sanfter, verläßiger Mensch zu sein schien, und die Tochter machte es ihr oft zum Vorwurf, daß sie dem

Studiosus mehr von ihrem Leben erzähle, als ihr, der leiblichen Tochter.

Dieser Studiosus trat jetzt mit einem Licht in das schwüle, schweigsame Zimmer, er habe die Signora Carmagnola nach Haus kommen hören und wolle sich erkundigen, wie es ihr in Venezia ergangen sei. Die Signora aber nahm ihm hastig das Licht aus der Hand und schritt zu dem fremden Mann und ihrer Tochter. Der Franzose sprang auf, als er jenen Namen hörte — sie standen einander gegenüber, die Augen wühlten einander krampfhaft in den Zügen, das Entsetzen trat immer klarer auf ihre Gesichter —

Mit tonloser Stimme fragte er nur hinweisend: „Und das ist deine Tochter?“

Die Augen drängten sich der Frau aus den Höhlen, die Lippen bebten, sie konnte nur wiederholt mit dem Haupte nicken — sie hatten sich vollständig erkannt.

In dem Momente dieser unzweifelhaften Klarheit fiel der armen Carmagnola das Licht aus der Hand und verlosch — der Franzos stürzte schaudernd nach der Thür, hinter ihm drein der Studiosus. — —

Hier hielt die Dame einen Augenblick inne und legte ihre Hand auf die Schulter des neben ihr sitzenden Mannes und ihre Finger spielten. als komponirten sie das Ende der Begebenheit. Der ganze Zuhörerkreis war mäuschenstill, es war schon ziemlich spät, wie ich glaube, und die Säle waren leer geworden. Nach einer Pause sprach sie unaufgefordert weiter:

Der Studiosus scheint von allem Früheren durch die Signora völlig unterrichtet gewesen zu sein — er ist eilig hinter dem Franzosen hergelaufen; dieser aber

hat nicht eher gerastet, bis er erschöpft vor Santa Giustina niedergesunken ist. Der Studiosus hat sich neben ihn gesetzt und ihn nach Diesem und Jenem gefragt: automatisch hat der Unglückliche geantwortet. Endlich hat der Studiosus ihm vorgestellt, daß er seinen Fehler gut machen und Signora Carmagnola die Aeltere heurathen solle, er, der Studiosus nämlich, werde in nächster Woche Advokat, habe als solcher sein Auskommen und ersuche ihn im Voraus um die Hand seiner Tochter, die ihm sehr wohl gefalle. Sie könnten dann eine Familie bilden.

Da ist der Franzose aufgesprungen, hat den Studiosus weithin geschleudert an die Erde und ist von dannen gestürzt. Dieser aber hat sich aufgerafft und ist ihm nachgeeilt durch alle Straßen, bis hinaus vor's Thor. Das Regenwetter, was schon Signora Carmagnola überfallen hatte, ist ein starkes, vom Meere herkommendes Gewitter gewesen. Als die Beiden draußen an der Brenta umhergeirrt sind, ist das Unwetter immer ärger geworden — nach einem heftigen Blitz und Donnerschlage hat der Studiosus den Franzosen nicht mehr gesehen.

Die Dame hielt noch einmal ein. Es war wieder Alles still, dann schloß sie plötzlich:

Ich habe vor einer halben Stunde den Studiosus gesprochen; er hatte nicht den Muth, nach Hause zu gehn und den unglücklichen Frauen zu sagen, daß der Franzose tödtlich getroffen sei vom Himmel für sein Liebesglück und Unglück.

Die Sache ist nämlich heut Abend geschehen und jener heftige Schlag, der um die neunte Stunde fiel, hat den Mann getroffen. —

— O du schlimme weiße Wolke, flüsterte ich vor

mich hin, die so unbefangen aussah und wie zum Spaße blitzte, als wir nach Padua fuhren.

Die Gesellschaft brach auf — ich blieb allein in Gedanken sitzen. Nach einigen Minuten kam die Dame allein, eine Opernarie trällernd, zurück. Sie hatte ihren Handschuh vergessen. Ich hatte ihn in der Hand und tändelte damit, ohne es zu wissen. Sie nahm ihn mir, und schnippte mich leis dabei an die Finger und lächelte. Aus meinen Gedanken heraus sah ich sie staunend an.

„Veramente uno Tedesco!"

Si Signora!

Und sie lächelte wieder und ging. Ich bin später allein nach Haus gegangen. — —

Als wir am andern Morgen in unsern hohen Betten erwachten, fiel uns ein, daß Titus Livius in Padua geboren sei. Dieselbe Sonne, welche durch unsre Jalousieen kroch, ist zu ihm gekommen und hat ihm alle die Mythen vom alten Rom gebracht, an welche wir so treuherzig geglaubt haben, bis der grämliche Niebuhr das nüchterne Licht seines römischen Rationalismus anzündete.

Livius muß ein sehr ernsthafter Mann gewesen sein; ich kann mich nicht von der Idee trennen, daß er immer eine dunkelbraune Toga getragen, bei Tische Wasser getrunken und zum Nachtische Radieschen gegessen hat. Aber ich weiß nicht einmal, ob es zur Römerzeit Radieschen gegeben hat, und ob es jetzt welche in Italien giebt. So würde ich nur schmerzlichst den Glauben aufgeben, daß Cornelius Nepos klein und dick und überaus freundlich und gutmüthig gewesen, den die römischen Adolescentes hie und da dupirten. Er hat es wohl gemerkt, aber immer

lächelnd verziehen. Daß er ferner zierlich gesalbte Tituslocken getragen, gern gut gegessen, graziös und gemessen getanzt und einschmeichelnd die Flöte geblasen habe, wegen des Epaminondas. Eben so schwer würde ich den Gedanken opfern, daß Horaz etwas krumme Beine gehabt und im Essen und Trinken dem Herrn v. Rumohr geglichen habe. Wenn der Tabak schon erfunden gewesen wäre, so hätte er gewiß auch geschnupft.

Unter solchen profanen Gesprächen frühstückten wir und gingen dann den berühmten Salone aufsuchen, den größten Salon der Welt. Er ist größer als die Westmünsterhalle, ja als die Guildhall in London, und die Petersburger gedeckte Reitschule soll ihn nicht erreichen an Umfang. Man sagte mir, er sei 300 Fuß lang und 100 Fuß breit; ich verbürge aber niemals Zahlen, weil man die schlimmsten Schulden damit machen kann, und ich vergesse nicht bloß die Schulden, sondern sogar ihre Zahlen. Daß er aber, selbiger Salone, gar keine Mittelstütze hat, daß sein Dach bloß auf den alten Mauern ruht, das hab' ich selbst gesehn und bescheinige ich hiermit. Man kann also die Solidität jener republikanischen Mauern berechnen. Er ward 1172 gebaut von Pietro Cozzo. Ganz, ganz hinten, es ist eine Reise bis dahin, steht die Büste des Livius, ganz so trocken und mürrisch, wie man ihn immer konterfeit sieht. Er hat mit demselben ernsthaften Gesichte die republikanische Gerichtsbarkeit gesehen, die hier mit unerbittlicher Strenge und Kürze gehandhabt wurde, wie er jetzt die leere Oede, die hölzernen Trümmer der alten Richterstühle, den staubigen Bauschutt sieht, welcher im Saale sich aufhäuft und bei einem Luftzuge in der Sonne spielt.

Durch die eine Thür gingen die Gerichteten in die Freiheit, wohin sie wollten, durch die andre auf das Schaffot. Die lombardische Freiheit des Mittelalters hatte rauhe Hände und war fanatisch wie ein eifersüchtiger Liebhaber. Die republikanischen Guelfen waren so despotisch wie die monarchischen Ghibellinen. Freiheit und Republik sind eben auch nur Worte, zu denen man Adjektiva setzen kann.

Ist das nicht gut österreichisch, und hab' ich nicht Talent? —

Der Cicerone sagte uns, der Salon sei mit dem Aequator parallel gebaut, und die Sonne bescheine jeden Monat ein andres Zeichen des darin angebrachten Thierkreises. Als Padua 1405 an Venedig gefallen, sei sie im Wassermann gestanden, als Napoleon eingezogen, im Löwen; jetzt stehe sie schon lange im Widder, es sei, als ginge die Sonne nicht mehr von der Stelle.

Ich weiß nicht, ob der behende Franzose, welcher unser Führer war, dergleichen Jedermann sagt. Unten am Salone kommt man auf den sogenannten Herrenplatz. Hier stand während der Franzosenzeit die Bildsäule der Freiheit. Jetzt steht nichts da, sogar die Bildsäule ist verschwunden.

Jeder, der Gocthes Faust gelesen hat, weiß, daß Padua eine Universität besitzt, denn ein Bekannter Mephistos ist dort promovirt worden. Tasso hat hier Collegia gehört und der süße Petrarca hat, wenn ich nicht irre, welche gelesen. Ich habe irgendwo erfahren, daß der Hohenstaufe, Kaiser Friedrich, sie um's Jahr 1222 gestiftet hat; es wurde also ghibellinische Wissenschaft hier getrieben und Suetonius ward mehr gelesen denn Tacitus.

Unser französischer Cicerone zuckte die Achseln, als wir zur Academia geführt sein wollten. Ich schreibe dieses Achselzucken als Schilderung der Paduensischen Universität her. Als nach der französischen Julirevolution, wo sich so viele Leute massakriren ließen, damit der König nicht mehr König von Frankreich, sondern König der Franzosen, und nicht mehr Kar, sondern Ludwig Philipp heiße, als nach jener Revolution auch Italien etwas Aehnliches machen wollte, verschworen sich auch in Padua die Studenten. Es ist auffallend, daß in Paris, Deutschland und Padua meist die Studenten Revolutionen anfangen. Das Uebel muß tief liegen, vielleicht im Studium selber. In Paris haben sie dafür Kreuze bekommen, in Padua hat man sie relegirt, in Deutschland, dem Lande der Gründlichkeit, gebt man dem ganzen Orden an die Wurzel, wie Philipp der Schöne in Frankreich dem Orden der Tempelherrn. Diese wurden angeklagt, einen Götzen Bafomet anzubeten, jenen wird dasselbe Verbrechen zur Last gelegt; der Götze soll nur einen andern Namen haben.

Die Geschichte treibt mitunter blutige Scherze. Aus jenem Hause der Templer, deren Großmeister und wichtigsten Ritter ein französischer König verbrennen ließ, ging Ludwig XVI., ein abgesetzter französischer König zur Guillotine. Das Haus hieß damals und heißt heut noch „le temple."

Und wie gewöhnlich begannen die Paduaner Studenten jene Revolution höchst unschuldig romantisch und liebevoll: streuten blau, roth und weiße Kokarden aus. Wegen dieses bunten Scherzes wurden 200 fortgejagt.

Es sah ziemlich leer und wüst in dem schwarzen

steinernen Gebäude aus, hie und da wuchs Gras zwischen den Steinen, die meisten Studiosen, welche ich vorüberhuschen sah, hatten eben so verblaßte Freitischgesichter wie im deutschen Oesterreich. Sie erinnerten mich an die schwarzen Kurrendeschüler, welche, wie die Todtenvögel fruher in den deutschen Städten herumzogen und vor den Thüren betrübliche Gesangbuchlieder sangen. Das war ein Institut zur Beförderung der christlichen Hypochondrie und zu Ehren Luthers. Bekanntlich hatte in Erfurt das bedürftige Geschrei des kleinen Martin eine Wittwe dahin erweicht, ihm einen Freitisch zu geben.

Indessen standen doch einige in einem fernen Winkel der Kolonaden, die sich im düstern Hofe herumziehn, denen allenfalls die roth, blau und weißen Kokarden aus den Augen sahn. Die Universität in ihrer jetzigen Gestalt ist von den Venetianern erbaut im Jahre 1493. Sie hat durchaus keinen Eindruck auf mich gemacht, so viel man mir von den schönen Säulen Sansorino's sagte, und daß einst 18,000 Studenten hier studirt hätten. Von gewöhnlichen Menschen hätte kaum die Hälfte Platz gefunden, aber von Studenten gehn bekanntlich immer doppelt so viel in einen Stall als von andern geduldigen Schafen, und das Göttinger Testat „N. N. hat sich Studirens halber hier aufgehalten," stammt vielleicht aus Padua. Es ist auch lächerlich, das Wort „Studiren" auf Professorenweisheit zu beschränken, Universität ist eben ein Platz für allgemeine Kultur. Ich bin überzeugt, daß Tasso während der Kollegien schöne Augen studirt hat, weil darin mehr Weisheit steckt, denn in allen Büchern, und doch hat er das Meiste gelernt in Padua. — Das Kollegium der Jesuiten in Breslau,

welches man Universität dort nennt, trat immer wie ein stolzer steinerner Gedanke zwischen meine Blicke und Paduas Akademie. Jene Gesellschaft Jesu war viel kühner als die ganze Menschengesellschaft Italiens, denn die Jesuiten waren selbst kühner und klüger als die katholische Kirche, die in Italien geboren und erzogen wurde. Sie waren die stärksten Bastardsöhne Roms, die ihre Mutter überlisteten und verhöhnten.

Rechts am Eingange steht unter dem Portikus der Paduanischen Universität eine steinerne Statue. Sie stellt ein thörichtes Weib dar, welches so viel Gelehrsamkeit besessen hat, daß man ihr den Doktorhut aufgesetzt hat. Die Person sieht sehr geckenartig aus, und heißt Lucretia Cornelia Pistoja.

Einfältiges Weib, konntest Du nichts Besseres thun, als gelehrt werden? Ist es nicht tausendmal schöner, zu lieben und sich lieben zu lassen? Diese Statue ist ein steinernes Pasquill und die Weiber sollten sie niederreißen. —

— Ich hatte schon fortwährend gefragt, ob wir nicht bald zur Santa Giustina kämen und zum Prato della Valle; ich hoffte im Stillen, der jungen Carmagnola zu begegnen. —

— Ich bin auf dem Prato della Valle gewesen, aber das arme Mädchen habe ich nicht gesehen, die Leute sagten, sie sei nach Venedig in's Kloster gefahren. — —

Unser französischer Cicerone schwur beim heiligen Antonio von Padua, dieser Prato della Valle sei das schönste Marsfeld der Welt. Bekanntlich handeln die Ciceroni mit den Merkwürdigkeiten, welche sie zeigen und jeder Krämer lobt seine Waare.

Der Platz ist aber wirklich schön; man athmet tief auf, wenn man aus den verengten schweren paduanischen Gassen kommt. Er ist sehr groß und wie überall läuft der Korso an den Seiten her, denn der Korso ist der Busenstreif der italischen Städte. Es ist viel Blut darauf geflossen, so still österreichisch er jetzt auch erscheint. Gegen den langen bärtigen Alarich ist hier gefochten worden, gegen den kleinen vergelbten und verschrobenen Attila, der die garstige Hunnenfaust nach einem purpurnen römischen Kaiserweibe ausstreckte, und in den italienischen Bürgerkriegen war dieser Platz ein gewöhnlicher Fechtboden. Damals hatte man weiter keine Beschäftigung, als sich gegenseitig bei Gelegenheit todt zu schlagen; man nennt diese Art die poetische Ritterssitte, und bei einer solchen Gelegenheit blieben denn auch hier auf dem Prato della Valle die Venetianer Sieger auf dem Platze und zogen mit rothen Schwertern hinein in die Thore.

Inmitten dieses weiten Platzes ist eine grüne Insel, welche der Brentakanal absondert. Es ist eine kleine, aber erquickende Insel des Ruhms, das Pantheon von Padua, drüben staubt der Korso, das gewöhnliche, beschwerliche Leben, hier diesseits der Brücke grünt ein dunkelgrüner Rasen, über welchen breite Bäume ihren Schatten werfen, und in diesem Schatten stehen achtzig berühmte steinerne Männer und warten auf Fremde, welche sie anstaunen und im Staunen die alten Thaten erzählen, weshalb sie versteinert worden sind.

Es ist etwas vornehm Langweiliges, solch' eine Statue zu sein, aus kalter Masse Jahr ein, Jahr aus unbeweglich zu stehn. Ich habe schon als kleiner

Bube die Statuen bedauert, weil ihnen die Zeit erschrecklich lang werden müsse. In unserm Garten stand ein verwahrlos'ter kleiner Engel aus vaterländischem Sandstein, zu dem ging ich wenigstens immer an langen Sonntag-Nachmittagen und erzählte ihm Geschichten und tröstete ihn wegen des Verlustes seiner Finger. Die einsame Langeweile einer einzelnen, besonders ausgezeichneten Statue hat indeß immer noch etwas Poetisches, so Peters des Großen auf seinem Fels bei Petersburg; der große Churfürst in Berlin, der unverwandt, Jahr aus, Jahr ein auf einen Fleck über der schmutzigen Spree sieht, steht zu sehr inmitten des Lärms der Berliner Fischweiber, die aus einem Theater in's andre laufen — einsame Berühmtheit entschädigt wenigstens durch das Kitzeln des Despotismus. Aber wie hier in Padua mit 80 berühmten Leuten unverwandt auf einem Flecke stehn, das ist tödtlich.

Es ist übrigens hier eine sehr gemischte Gesellschaft, ein deutsches Casino würde solche Verschiedenartigkeiten nimmer dulden. Zwischen berühmten Paduensern und Päpsten steht der Polenkönig Sobieski, ja der evangelische Landgeistliche Gustav Adolph und sein wüster General Herr Banner, der so gern die Mädchen verführte. Mit diesen beiden spricht doch gewiß keiner der übrigen ein Wort, auch wenn Herr Banner vom langen Anhören der Vorübergehenden italienisch gelernt hätte. Es sieht wirklich aus, als hätte man den beiden Herren ein raffinirtes Exil bereiten wollen. Denn angenommen, daß die Statuen in stiller Nacht lebhafte Konversation mit einander führten, wie erschreckte Liebespaare wirklich gehört haben wollen, so ist doch der General Banner in

einer bedauernswerthen Lage. Sein König predigt ohne Aufhören protestantische Moral und die Verderblichkeit des Fleisches, und Banner muß zähneklappernd all' der weiß und rothen, sanften deutschen Mädchen gedenken, denen er ganz andre Dinge gepredigt hat. Armer Banner!

Die Franzosen, welche vor thatlosen Statuen keinen Respekt fühlen, haben in der Jakobinerzeit widerwärtig auf dieser Insel gewirthschaftet. Auch die todte steinerne Aristokratie war ihnen zuwider, und sie haben viele alte venetianische Nobili geköpft, deren abgeschmackte Physiognomien ihnen nicht behagten.

Die Paduanerinnen kennen die Statuen alle vortrefflich, die historische Wissenschaft blüht hier, die alten steinernen Gäste geben vortreffliche Merkmale zu Rendezvous, und ein Mädchen von fünfzehn Jahren würde sich schämen, eine geschichtliche Schwäche zu verrathen, wenn ihr Liebhaber von Sobieski spräche.

Nun gingen wir zur Santa Giustina. Armes Mädchen! Die Kirche war sehr schön, besonders da mich draußen auf dem Prato die Heldengluth der paduanischen Sonne gepeinigt und nach kühler Religion lüstern gemacht hatte. Die Deutschen wissen gar nicht, was Katholizismus ist? Wenn ein Sachse dieses Wort ausspricht, so denkt er dabei an den Tetzel und an den Aberglauben, und schüttelt sich vor Aufklärung, denn zum Aberglauben fehlt ihm die Phantasie — der italienische Katholizismus ist ein Landesprodukt Italiens wie die Citronen und Melonen, man braucht ihn hier gegen die Witterung. Diese kühlen Kirchen preisen Gott in der Sonnenhitze vortrefflich. Dieser italienische Herrgott ist ein freundlicher, wohlthätiger alter Herr, der's seinen Kindern bequem macht —

der norddeutsche protestantische Herr Zebaoth ist nur um einen Grad bessrer Laune als der israelitische Jehovah. Ich habe Leute gesehn, die sich an frischen Wintertagen die Gliedmaaßen erfroren in den protestantischen Kirchen — und mehr als die Gliedmaaßen, wie die Fakirs, die sich officiell gottesfürchtig maltraitiren. Statt die Kirchen zu heizen — denn die Religion ergänzt die Erde — machten sie noch die Thüren auf und hielten lange Reden.

Ich lobte mir Santa Giustina, eine schöne, einfache und kühle Kirche. Da setzte ich mich auf eine Marmorstufe und dachte in erfrischender Bequemlichkeit über den Ruhm nach. Ob's der Mühe werth ist, nach Ruhm zu jagen! Ich habe meine stillen, kartoffelgenügsamen Stunden, wie dort zu Santa Giustina, wo ich nicht mit dem Augenlide zucke, auch wenn mir's allen Ruhm der Erde brächte. Aber man sitzt freilich nicht immer zu Santa Giustina! 's ist eine feine moralische Gourmanderie, die Ruhmsucht und der Ehrgeiz — aber die Faulheit und der Egoismus nehmen wie das Ungeziefer überhand, wenn man sie ganz vernachlässigt. Der Nachruhm ist Senf nach dem Mittagsessen, wenn man keine Poesie besitzt; was ein ordinairer Bürgermeister, Minister oder Schriftsteller mit dem Nachruhm will, hab' ich nie begreifen können — der ist nur etwas für die Poeten.

Es giebt ein Stadium in jedem Menschenleben, wo man einsieht, daß all' unser Wissen und Glauben, selbst die ältesten Grundsätze, ein zufälliges, künstliches Gebäude sind, das über Nacht einstürzen kann. Morgen kann den Leuten das Alles blau erscheinen, was uns heute roth ist, morgen verlieben sich die

vernünftigsten Leute in veilchenblaue Gesichter und rosenrothe Augen.

In solchem Stadium hält man sich an die Poesie, man schafft. Da ist man denn wohl auch im Stande, den Nachruhm unterzubringen. Wenn ein Mensch mit Ruhm bedeckt stirbt, so entsteht zum Beispiel ein neuer Stern, und die Menschen dieses Sterns erhalten eine Seele des Wohlbefindens, welche eben aus diesem Nachruhm besteht. —

Der Starost störte mich in meinem sublimen Ideengange und sagte mir, daß wir noch in die Kathedrale gehen müßten. Wir gingen in die Kathedrale, ich setzte mich wieder auf eine Marmorstufe und der Starost trat nach einer Weile wiederum zu mir und erzählte, daß ich vor dem heiligen Petrarca säße. Er ist im Kalender schlecht bewandert und nannte den Petrarca einen Heiligen, weil er in der Kirche hing, als wenn bloß Heilige gehangen würden und in der Kirche bloß Heilige hingen.

Ich fühlte einen angenehmen Hunger beim Anblick des Petrarca, so wohlgenährt, feist und behaglich sieht er aus, und so hatte ich mir ihn gedacht. In diesem Gesichte lag ein immer heitrer Appetit, eine bequeme aristokratische Sinnlichkeit, eine liebenswürdige Sinnlichkeit, aber nichts, nichts von Phantasie.

Von meinem niedrigen Sitze aus sah ich ihm so lange in die wohlgenährten Augen, bis ich herzlich lachen mußte. Gewiß, ich hatte Recht gehabt: er war eine Sonetten-Koquette, welche dick und fett wurde beim Liebesweh. Seine Neigung zur Laura störte ihn nicht im Mittagessen, und wenn er schlaflose Sonette machte, so geschah's des Ruhms und nicht der Liebe wegen. Ich war von frühauf miß-

tranisch gewesen gegen diesen Poeten: es waren immer unsre mittelmäßigen Geister, welche so viel Lärm von italienischen Sonettisten und der Quelle von Vaucluse machten, und alle die Damen, welche mit süßer, dünner Stimme so überaus den Petrarca erhoben, konnten gewöhnlich nicht lieben, sondern nur über die Liebe sprechen. Denn es ist mit der Liebe wie mit andern Dingen; wer ernstlich damit beschäftigt ist, spricht nicht Viel davon. Laura und Petrarca heuratheten sich bloß der Sonette wegen nicht. Ich will deshalb die Meinung nicht verbreiten helfen, daß Petrarca nie geküßt habe — so sah dies hübsche, bequeme Gesicht des Paduanischen Domherrn gar nicht aus, was vor mir am Pfeiler hing. Der Literaturgeschichte wegen will ich auch die Worte eines der industriösesten Studenten Petrarcas nicht verschweigen, die Worte des Professor Witte, der als Kind so berühmt war.

Es soll indessen der Schicklichkeit halber über Herrn Petrarca und Herrn Witte ein neues Kapitel anfangen.

# 46.

# Petrarca.

„Im 14. Jahrhunderte wurden die klassischen Wissenschaften wiederhergestellt in Italien, namentlich durch übersiedelte Griechen und Petrarca."

Allgemeine Weltgeschichte.

---

Es war ein rother deutscher Sommerabend, als der Herr Professor Witte in Schlesien jene Worte sprach, das Resultat seiner Studien über Petrarca. Eigentlich waren's keine Worte, sondern der Herr Professor lächelten nur, aber wie viel Worte lagen in diesem Lächeln!

Ich kam damals aus der Stadt und fand eine Damengesellschaft im Garten zwischen himmelblau und rosenroth blühenden Hortensien sitzend, und mitten drunter den Herrn Professor. Er ist ein schöner

langer Mann mit einem italienischen Dichterkopfe, wenn er schweigt, gleicht er dem Ariost, und seine poetisch braunen Augen, sein jungfräuliches Heldengesicht machen den angenehmsten Eindruck.

Ich kam von einer zärtlichen Sonettendame, welcher ich nicht begreiflich machen konnte, daß es noch etwas Besseres gebe, als süße Verse, ich war entrüstet über die Zuckerpoeten, ich schimpfte auf Petrarca, der so viel und so lange Jahre geschmachtet und gegirrt, und die Frauenzimmer verdorben, und selber kein ordentliches Vergnügen gehabt habe.

Der Herr Professor saß neben einem blonden schlesischen Fräulein, und lächelte, sagte, ich möchte mich über diesen Punkt des verstorbnen Petrarca beruhigen, und lächelte wieder.

In Padua bei dem feisten Gesicht Petrarcas fiel mir jenes schlesische Lächeln ein, und ich verstand plötzlich die Studien und das Lächeln des Professors. In diesem gesättigten Antlitze lag keine Sonettenascese, seine durchsichtige Zärtlichkeit für Laura ist nicht ohne Folie gewesen, er hat gelebt und geliebt.

Die keusche Luna weiß es, ich gehöre nicht zu den Materialisten, jenen plumpen Gewürzkrämern, welche an keine fruchtlose Schwärmerei glauben — ich habe für zwei Augen und zwei Locken, die fern von mir waren und blieben, Jahre lang gesungen, aber es machte mir doch sehr viel Freude, daß ich von Petrarca jetzt eine bessere Meinung haben konnte. Das Lächeln des Professors und das Bild in der Cathedrale zu Padua haben mir dargethan, daß jener Dichter manch' andres Mädchen mit reeller Empfindung umarmt hat. Ich hätte mir's wohl auch früher

denken können, daß er nicht umsonst zum geistlichen Stande übergetreten sein würde.

Petrarca hatte nämlich Anfangs zu Montpellier und Bologna jura studirt, wie es sein Vater gewollt hatte. Aber es ward ein schlechter Jurist aus ihm, und das ist eine von den wenigen Eigenschaften Petrarca's, welche mir immer poetisch erschienen ist. Er war von Hause aus ein Bücherwurm, und lag so lange über den alten Klassikern, bis sie ihm sein Vater in's Feuer warf. Sein Vater starb indessen zeitig genug, und Francesco Petrarca beeilte sich nun, geistlich zu werden.

Es glaubt Niemand mehr als ich an die Gewalt der Verse, ich habe selbst die erfreulichsten Beispiele neben mir gesehen; wer weiß, ob ich jemals glücklich geworden wäre, hätte ich keine Verse gemacht. Aber es blieb mir doch immer unwahrscheinlich, daß Petrarca das Studium der klassischen Wissenschaften wieder erweckt habe durch seine Sonette an Laura, die so unklassisch enthaltsam sind. Und doch lehrte unser Herr Prorector Jahr aus Jahr ein so. Petrarca und die schöne Laura und die Buchdruckerkunst kamen immer zusammen bei dieser Gelegenheit.

Die Historiker vergessen stets zu erzählen, daß Francesco Petrarca ein fleißiger, stiller Mann gewesen ist, der Ciceros Briefe über die Freundschaft herausgab, Manuscript sammelte, philosophische Dialoge schrieb, mit vieler Mühe Griechisch lernte, römische Antiquitäten studirte, und nur in Mußestunden Sonette an Laura machte. Diese Sonette fabricirte er, wenn ihn das Quellenstudium ermüdet hatte, gegen Abend in der Dunkelstunde; man erzählt, daß ihm die Augen seiner Katze dazu geleuchtet hätten, und

daß er all' die zarten Gedichte zuerst auf seinen Schlafrock geschrieben habe. Der glückliche Schlafrock, eins von den wenigen Stücken, an welchen sich Francescos Genialität ausließ.

Ich habe einst eine Lebensgeschichte Petrarca's gelesen, darin sagte sein Biograph: „Nicht minder als Philosophie und Historie liebte er die Poesie." Wackrer Biograph! Wie richtig hast du Francesco beurtheilt ohne es zu wollen. Er war ein sehr moralischer Mensch und liebte auch nebenbei zuweilen die wunderschöne Königin.

Das Vorbild seiner Poesie war der ehrenwerthe Herr Virgilius Maro, Dante schien ihm zu ausschweifend.

Die große Renommée des Petrarca war ein Meisterstück der Philologen: er ward nämlich berühmt wegen seiner fleißigen, saubern lateinischen Gedichte; poetische Briefe und ein großes Heldengedicht „Afrika" hatte er geschrieben, und deshalb führte man ihn am Ostertage 1341 unter glänzenden Feierlichkeiten auf's Kapitol in Rom, und setzte ihm den poetischen Lorbeerkranz auf's Haupt.

Nebenbei — erzählen seine Zeitgenossen — machte er auch kleine italienische Gedichte, und diese komische Erscheinung fügte sich auf folgende Weise: Francesco war eben von der Universität Bologna zurückgekommen nach Avignon, und es mochten ihm wohl noch mancherlei lustige Studentendinge im Kopfe herumspringen, obgleich er eigentlich immer ein solider Mensch war. Da ging er einmal während der Charwoche in die Kirche der heiligen Clara, und erblickte Madonna Laura, und verliebte sich sehr. Von da an machte er sieben und zwanzig Jahre lang Sonette

auf diese Dame, welche sehr keusch und tugendhaft war, und ihn nur manchmal mit einem kleinen Lächeln belohnte. Diese Passion kostete ihm viel Zeit und er machte sich oft Vorwürfe darüber, „weil er wohl einsah, wie sehr diese Schwärmerei seine geistige Thätigkeit hindere." Er zog sich nach Vaucluse zurück und „kämpfte mit seiner Leidenschaft, zugleich ernstlich studirend." —

In Verona erhielt er am 8. April 1348 die Nachricht von Laura's Tode, und nun machte er noch sechs Jahre Gedichte auf sie. „Nur im Alter äußerte er, daß er seiner Jugendschwärmerei sich schäme, und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgestimmten gefielen, nicht geschrieben haben möchte." —

Ja, Petrarca war immer ein ordentlicher Mensch, und gehörte nie zu jenen Dichtern, denen die poetischen Gefühle Heiligthümer sind. Er fastete mit der größten Gewissenhaftigkeit, hielt seine große Bibliothek in Ordnung, verehrte die Heiligen, besang später die heilige Jungfrau statt der irdischen Laura, hatte große Ehrfurcht vor den Reliquien, war allen Leuten, die Bücher haben wollten, gefällig und vermachte einen Theil seines Vermögens den Kirchen. —

— Ueber diesen Dingen war ich sitzen geblieben in der Kathedrale zu Padua vor Francesco's Bildnisse. Jetzt kam der Starost, und fragte mich, ob wir nach Arqua fahren wollten. Das ist ein Dorf vier Stunden von Padua, wo er in der Nacht des 18. Julius 1374, in einer warmen Sommernacht, gestorben ist. Er starb wie er gelebt: auf seinen Büchern. Des Morgens fand man ihn in seiner Bibliothek, mit dem Haupte auf ein Buch gestützt. Guter Francesco, du warst ein treuer und vortreff-

licher Mann, aber warum sollte ich zu dir nach Arqua fahren? Die Sache kostet Geld und hat keinen reellen Zweck, deine Bücher sind nach Venedig und von da in alle Welt gewandert — du hättest solch' eine nutzlose Reise selbst übel genommen.

Ich erhob mich langsam und ermüdet von meinem steinernen Sitze, und verließ kopfschüttelnd dein Bild. Wenn ich nur genau gewußt hätte, ob der Professor Witte mit jenem Lächeln auch die Laura gemeint hätte. Sobald ich noch erfahre, daß Francesco eine Nacht in Avignon bei der schönen Laura gewesen ist, streich ich das ganze Kapitel aus.

## 47.

# Venedig.

Zur Zeit des Petrarca trugen die Frauenzimmer breite gestickte Spitzenkleider, und wenn's in Avignon Abend wurde, oder es zog eine Regenwolke über des Papstes Haus, da sah man die schönsten Frauen mit jener bekannten schwarzen Kapuze, welche mancher Maler so reizend dargestellt hat. Das Gesichtchen fiel wie ein Lichtstrahl aus der Finsterniß. Es ist damals ein sehr muntres Leben in Avignon gewesen, so lange der Gouverneur des Herrn Christus da gewohnt hat, und man erzählt charmante Abendgeschichten von den jungen Prälaten und den schönen Provençalinnen. Jene Kapuze war eine theologische Erfindung, damit kein Mysterium profanirt würde.

Dieses Treiben der damaligen Zeit ging mir im Kopfe herum, ich sah die jungen Chorherren mit den langen Gewändern und den gesunden Gesichtern, ich sah

die lustigen Provençalinnen mit den liebesliederlichen Augen, ich hörte die jungen provençalischen Lieder, es war gegen Abend, und mitten drunter rauschte Francesco hin, er war ein fashionabler junger Geistlicher, und spielte die Laute mit vieler Geschicklichkeit — ich fuhr wie ein Träumer aus Padua hinaus.

Die Stadt ist weitläufig wie jede akademische Gelehrsamkeit, wir fanden uns mit Mühe hinaus aus der gelehrten Padova. In der letzten Straße erzählte mir erst der Archivarius, was für Leute ich vergessen hatte in Padua. Belzoni, der Student und nachmalige Professor der Pyramiden sei hier geboren worden, Galiläi sei Lektor an der Universität gewesen, Ariost habe hier studirt. Ariosto! Mein Liebling Lodovico! Ich wäre gern ausgestiegen, und hätte mich nach Diesem und Jenem erkundigt, aber der Wagen fuhr zu schnell auf dem alten Pflaster. Das war ein Poet wie ich sie liebe: auf der Straße ein stolzer Mann mit einem stolzen Schwerte, unter Räubern vornehm wie ein Gott, auf dem Rosse ein königlicher Held und daheim ein frischer Schreiber.

Ariosto war aus Reggio gebürtig, und hatte sehr viel Geschwister. Mit diesen führte er frühzeitig Komödien auf, namentlich war „Pyramus und Thisbe" und „der Löwe und der Mondschein" sein Lieblingsstück — er hatte von Jugend auf den Kopf voll toller Geschichten, und alle Straßen von Ferrara, wo er aufwuchs, kannten den kleinen Lodovico. Auch ihn zwang sein Vater, Jurist zu werden; die Juristen waren damals in Italien so Mode, wie heut in Preußen die Referendarien. Und auch heut sind in Preußen die meisten Schriftsteller Referendarien.

Lodovico warf das Corpus juris bald zum Fenster

hinaus, und schrieb Komödien und Gedichte, und weil er ein gewandter, feiner Weltmann war, der zu sprechen wußte, so stellte man ihn im Jahre 1503 am Hofe an. Hier hat er viel Novellen erlebt, und der schlanke Lodovico kannte alle Hofdamen, alle Korridore und kleinen Thüren. Man erzählt, daß einmal sein Onkel zu ihm gekommen sei, und ihm die unzweideutigsten Vorwürfe gemacht habe ob seines leichtsinnigen Lebenswandels, Lodovico habe am Tisch gesessen, eifrigst geschrieben, mitunter einmal den Onkel angesehn, dann wieder eifrigst geschrieben, ohne ein Wort zu reden. Der Onkel ist zu Ende, und will gehn, da bittet ihn plötzlich der Neffe, nur noch zwei Minuten fortzuschimpfen, er brauche das gerade zu einer Lustspielscene, und bis jetzt sei's ganz vortrefflich gegangen — „bitte, lieber Onkel, schimpfen Sie noch zwei Minuten lang auf mich!“ — Im Jahre 1516 trat er eines Morgens zum Herzog Alphons von Este in's Zimmer, und gab ihm seinen gedruckten Orlando Furioso. Der Herr Herzog muß kein feiner Beobachter gewesen sein, denn er fragte ihn naiv: „Meister Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle die Possen und Albernheiten?“

Aber Ariost's Landsleute fanden mehr Geschmack an diesen Albernheiten und nannten ihn den „Göttlichen.“

Den Ariosto hätt' ich gar zu gern einmal gesehen! Wenn ich aber an die stillen, sonnverbrannten Gegenden Italiens denke; so zieht ein tiefes Mitleid mit dem hypochondrischen Torquato Tasso durch mein Herz, und eine drängende Sehnsucht, mich in solch eine schweigsame Gegend zu setzen, und einen Roman zu schreiben, Torquato Tasso. Der unglückliche blasse

Mann ist ein völliger Romantypus — man hat ein schönes Bild, wo er in einem freien Saale zu St. Onophrio sitzt und mit sterbendem Auge in die dunkle Landschaft hinausstieht. Der Tod zögert nur noch eine Minute über ihm. Das ist ein gemalter Romanschluß, in der offnen Thür sollte nur noch seine geliebte Lenore stehn, die vornehme liebenswürdige Frau.

Petrarca überlass' ich den Philologen. —

Es war ein frischer Nachmittag, als ich mit diesen Gedanken auf der Chaussée gen Venedig fortrollte. Immer deutlicher fühlten wir den feuchten Seewind von der Adria herüber. Italien schien verschwunden zu sein, durch ein ebnes Wiesenland schlängelt sich die Straße, deutsche Bäume stehen am Wege. Man nennt den Weg die Vorstadt von Venedig, links und rechts sind Landhäuser, die schmutzige Brenta, auf welcher die Kähne mit Passagieren und Lebensmitteln nach Venedig hinabgleiten, läuft neben der Straße hin, und in wenigen Stunden sieht man links und rechts die Sümpfe, welche die Nähe jener Inselstadt verkündigen. Durch diese Sümpfe wateten einst fliehend die cisalpinischen Römer, um sich vor den hereindringenden Barbaren zu retten, sie flüchteten auf die Inseln, und gründeten Venedig.

Es war uns wunderlich zu Muthe: die feuchten Wiesen waren ringsum todtenstill, das Land lag ruhig da wie eine norddeutsche Bruchgegend, und binnen wenig Minuten sollten wir das völkerwimmelnde Venedig sehen, jenes Venedig, das wie ein Zauberwort in allen Büchern ruht, wo ein Drittheil aller Romane spielt, die geschrieben worden sind.

„Ecco, Venecia!“ rief der Vetturin. Wir sahen hinten am Horizont einen erhabnen Häuserstrich in

der Luft ſchweben — Venedig ſchwamm auf dem Waſſer. Ich hatt' es ſo oft gehört, daß Venedig mitten im Meere ſchwimme, ich hatte es ſo oft abgebildet geſehn, ich hatte mir den Eindruck noch viel großartiger gedacht, als ich ihn jetzt empfand, da wir in Fuſine, dem kleinen Strandorte einfuhren. Aber ich konnte mich doch einer wunderbaren Stimmung nicht erwehren: es war gegen Abend, drüben lag die alte, vielbeſungene, weißſchimmernde Venezia, es kam mir Alles fabelhaft, orientaliſch vor. Kleine todtenſchwarze Gondeln lagen am Ufer — das waren jene ſchwarzen Gondeln, welche in allen Romanen herumfahren, auf welchen Othello Nachts unter Desdemona's Fenſter gefahren iſt, um ihr heiße afrikaniſche Lieder in's Ohr zu ſingen. —

Hier iſt der Strand, wo einſt die Barbaren und ſpäter viele andere Völker thatlos, rathlos ſtanden. Sie wollten Venedig züchtigen, und kamen herangeſprengt mit blitzenden Schwertern, und konnten nicht weiter — es iſt nur eine kleine Stunde bis hinüber, aber kein Feind hat dieſe Stunde beſiegt. Ohnmächtig drohten ſie hier am Strand von Fuſine und Meſtre, drüben auf den Balkonen ſtanden die ſchwarzen Nobili und lachten. Die Lagunen ſind zu flach für größere Schiffe, der fette Thonboden geſtattet nur den kleinen Gondeln die Ueberfahrt. Napoleons Franzoſen haben die Venetianer ſelbſt geholt — kein Feindesfuß hat je mit Schwert und Spieß Venezias Roſt betreten. —

— Ich ſtrich mir das Haar von den Schläfen, um genauer zu ſehn, aber ich ſtrich ihn nicht hinweg, jenen fabelhaften, orientaliſchen Flor, der vor meinen Augen lag. Da drüben ſchwamm es, es exiſtirte

wirklich. Wenn solche tolle Dinge kamen, wie die Geschichte von Venedig, da glaubte ich stets in meiner Jugend, die erwachsenen Menschen hätten ein Uebereinkommen getroffen, konsequente Lügen durchzusetzen — warum? wußt' ich selber nicht. Für eine solche konsequente Lüge hielt ich aber namentlich die Geographie, und ich freute mich äußerst auf den Augenblick, wo ich einmal zum Thore hinauswischen und den Königstein, Venedig, das Meer und solche unglaubliche Dinge aufsuchen könnte. Wenn ich sie dann nicht fand, wie ich bestimmt voraussetzte, dann wollt' ich zurückkommen, und vor der Schuljugend eine donnernde katilinarische Rede halten gegen die große trügerische Verschwörung der Erwachsenen. —

Jetzt war ich nun hinausgewischt, und stand beschämt am Meeresstrande: das Meer und Venedig existirten wirklich, und je länger ich hinsah, desto mehr wuchs Beides, namentlich lächelte Venezia immer stolzer.

Es hat einmal ein Dichter gesagt: „Helden erbaueten Rom, Venezia aber die Götter," mein Herr Verleger sagte aber, ich sollte mich nur nicht zu lange bei Venedig aufhalten, das sei ein abgedroschnes Thema. Ich trieb also zur Einschiffung. Hier auf diesem Strande könnten die Berliner Eckensteher ihre Studien machen: eine Elite von Banditengesichtern liegt hier umher; wenn man nicht die österreichischen Soldaten dazwischen sähe, man glaubte unter eine Räuberbande gerathen zu sein — ringsum waldichte Backenbärte, kieferbraune Gesichter, Augen mit langen Fingern, räuberisch schnelle, unverständliche Reden.

Wir retteten für einige Münze das Gepäck aus

ihren Händen, das Lösegeld ist wohlfeil wegen der Konkurrenz, und setzten uns in solch' eine schwarze Gondel. Diese Kähne sehen aus wie Meeressärge, die Kajüte ist auch mit schwarzem, grobem Tuche bedeckt wie ein deutscher Leichenwagen. Die Republik hat es einst so befohlen, weil man einen verschwenderischen Luxus mit den Gondeln getrieben hat — der Befehl dauert fort, obwohl kein Luxus mehr zu fürchten ist. Von der schwarzen stolzen Tracht der einstigen Venetianer sind die kleinen Gondeln übrig geblieben. Die Kajüten sind höchst elegant und üppig, man fällt weich in schwellende Polster, die feinen Glasfenster können verhüllt werden — diese Kajüten waren und sind die Boudoirs der romantischen Liebesverhältnisse. Wenn die unerreichbare Patrizierin in die Messe will, besteigt sie die Gondel, und die Gondeliere sind die diskretesten, erfahrensten Leute von der Welt, sie repräsentiren in Venedig das unverletzliche Briefgeheimniß. Sie sind die wohlgebildeten Domestiken des alten Adels von Venedig, und spielen auch im Nothfall den cavaliere servente.

Die Fiaker in Wien und die Droschken in Berlin mit ihren nationalen Führern sind nur mangelhafte Kopieen der Venetianer — die Gondel ist ein poetisches Supplement des häuslichen Lebens, die Hauptergänzung der Ehe.

Zu unsrer Ueberraschung fanden wir eine verschleierte Dame in unsrer Kajüte. Es war nichts von ihr herauszubringen, als daß sie aus Padua komme — „Carmagnola" — flüsterten wir, und der Archivarius wollte bemerkt haben, daß sie bei dem Namen zusammengeschrocken sei.

Es waren zwei Personen zu viel in der Kajüte, und ich sah deshalb zum Fenster hinaus. Die Lagunen sind von dieser Seite seicht, und es gehen lombardisch-venetianisch roth und weiß angestrichene Holzsäulen als Wegweiser des Fahrwassers durch die Fläche — — das Ganze gleicht einer regelmäßigen Ueberschwemmung. Die Stadt kam immer näher, es wurde mehr und mehr Abend, die Glocken von San Miguele, der vordersten Insel, begannen ihr Geläut, ihren mittelalterlichen Kirchengesang, das Takelwerk der Schiffe im Hafen leuchtete durch die beginnende Dämmerung, der Kahn schlüpfte weich durch das stille Lagunenwasser, die Häusermasse entwickelte ihre Gesichtszüge, zerfallende Mauern, mit Brettern verschlagene Fenster, lange Stangen mit ärmlicher Wäsche kamen zum Vorschein, die Glocken in der Stadt vereinigten ihre melancholischen, einförmigen Reime mit denen von San Miguele — es war, als führen wir in einen Begräbnißort hinein.

Venezia ist todt. —

Ja, Venezia, die stolze, ist todt, ich habe ihre Leiche gesehn. —

Unsre Gondel hielt vor dem alten Palazzo Giustiniani, dem jetzigen Hôtel de l'Europe. Es ist ein stolzes, normales Nobilihaus, in der Mitte mit dem weiten luftigen Saale zur conversazione, und durchweg steinern wie das Herz jedes ächten Nobile. Das war also die erste Grabstätte: allerlei ungebeten Volk stieg aus der Gondel auf die Treppe des alten Palazzo, und sie mußte Jeden gastlich empfangen, das stolze Haus war zu einem Wirthshause gebeugt.

Ich habe später hie und da alte verwitterte Gesichter erblickt, die nicht betteln und nicht sterben

können, und wenn ich fragte, so nannte man mir stolze Namen aus dem goldnen Buche. Der Kaiser von Oesterreich zahlt ihnen jetzt für ihre alten Namen täglich zwei Zwanziger, damit sie nicht Hungers sterben.

Und einst war jenes goldne Buch das stolzeste Buch in Europa, ja der Name, der darin stand, sah übermüthig auf einen Fürsten herab, noch Heinrich IV. von Frankreich sandte seine schimmernde Rüstung nach Venedig, um seinem Namen einen Platz im goldnen Buche zu erkaufen.

Venezia ist das fürchterlichste memento mori der Aristokratie und aller irdischen Herrlichkeit. —

Die muthmaßliche Carmagnola entschlüpfte uns beim Aussteigen, mein Aug' und Herz war mit der großen Ruine Venedig beschäftigt, der Archivarius sah auch gedankenvoll auf einen Fleck, und der Starost vermißte seine sämmtlichen Habseligkeiten. Das Lärmen mit dem Gondolier führte zu Nichts, er mußte zurück nach Fusine. Es ist bezeichnend, daß außerhalb der Häuser in Venedig fast niemals gestohlen wird. Die Gelegenheit ist bei den engen Gassen, dem Maskenvergnügen auf allen Straßen, während des Winters so groß, daß man von Alters her jeden Straßendieb schonungslos behandelt hat. Und so haben sich die Leute an die Tugend gewöhnt, denn auch diese ist eine Wissenschaft.

— Der Starost fuhr fluchend wieder zurück, der Archivarius wollte sich den Marcus suchen, ich fühlte mich erschöpft und angegriffen, und ließ mich durch die steinernen Säle, über die kalten Treppen nach unsern Zimmern führen. Auch hier noch standen

die großen italienischen Betten mitten in der Stube; ich war so matt, daß ich kaum Kraft hatte, mich auf eins derselben zu werfen.

Es war mir, als wollten alle die Eindrücke der Reise plötzlich an die Oberfläche, mein Kopf glühte, meine Nerven bebten, ich sah mich allein in einem großen, öden Zimmer, ein Theil der Fenster führte auf einen schmalen Kanal, es war dunkel draußen, nur der unverständliche Ruf eines Gondoliers, jach herausgestoßen, unterbrach bisweilen die Todtenstille, und ich hörte hinterdrein das Wasser der Lagunen plätschern. Ich war selbst das todtkranke Venedig. Ruhesüchtig schloß ich die Augen, umsonst, die ganze Weltgeschichte galoppirte mit schweren Hufen über meinen stöhnenden Leib. Just als wär ich Venezia — auch ihrer erbarmte sich das Meer nicht, auch Venedig ward nicht verschüttet, als seine Seele gebrochen ward, sein gemarteter Leib liegt noch heut aller Welt zur Schau. Die bezwungenen Lagunen werden immer dreister mit ihrem Schlamme, langsam, prosaisch versanden sie die Meereskönigin, und die jetzt noch stolze Bettlerin wird einst zu einer Fischerruine herabgesunken sein.

All' die Gesichter meiner Reisen, die nordische Jerta und Jenny, die goldne Jugendliebe aus der Sakristei, die blonde Schöne mit dem blauseidnen Halstüchlein von der Schule, die schöne ach, die schöne Maria und noch einmal Jenny hüpften über meine Augen und spotteten meines armen Herzens, das kein Glück, kein überwältigendes Glück finden könnte, das an kleinen Gaben verschmachtete. „Das ist Eure klägliche Herrlichkeit, Ihr modernen Söhne des Lord Byron — flüsterte es aus allen Winkeln

des weiten, todten Gemaches — so schnauft Ihr von einer halben Freude zur andern, Eure Wünsche sind unbändig, Euer Herz ist unstät, nach dem Glück jagt Ihr in der Welt umher, und in Venedig brechen Eure Herzen, wie das Eures Vaters, nach dem Himmel greift Ihr, und verliert die Erde."

Das Fieber lief heiß und kalt über mich hin. O schöne, neugebärdige Zeit, wir schaffen dich mit unserm besten Blute, unsre alten Leiber vermögen den Reichthum noch nicht zu ertragen, der aus unsern neuen Seelen blüht, wir besiegeln die neue, lebensübermüthige Romantik mit unsern Qualen und unserm frühen Tode, aber einst wird das Glück gefunden werden, das wir suchen, das Glück, welches die Philister in ihren Höhlen verbergen. Es existirt, und nur die Menschen sind feig.

Es war ganz finster geworden, eine Gondel rauschte unten vorbei — Lord Byron kam aus seinem Palazzo im großen Kanale herüber, er trat in mein Zimmer, setzte sich an mein Bett, legte die schöne kühle Hand auf meine Stirn. O du schönes, geängstigtes Gesicht aus Alt-England, wie wohl thaten mir deine unglücklichen, unsterblichen Augen. —

Tief in der Nacht war's, als ich den blonden Archivarius neben mir sah, und seine Erzählungen hörte vom wunderschönen Marcusplatze und den wunderschönen Mädchen unter den Procuratien.

Ich seufzte tief und fragte nach dem Staroften. Er war noch immer nicht zurück, und draußen erhebe sich ein Gewitter.

O, Venezia, du alte Schöne, was für Verwirrniß brachtest du über uns.

Am andern Tage mocht es wieder gegen Abend sein, auf dem nächsten Dache lag eine rothe Sonne, es war wieder todtenstill in meinem Gemach, als ich von Neuem aus meinem Fieber erwachte. Sollt' ich denn nichts sehen von dieser weltberühmten Stadt, als einen schmutzigen Canal und hohe schwarzrothe Häuser, es erwachte eine unnennbare Sehnsucht in mir nach dem Marcus und den Procuratien. Das leere italienische Zimmer mit den altmodischen schlechten Möbeln stierte mich wie ein Kerker an. Die Italiener leben meist auf der Straße, und die Zimmer sind ihnen nur Absteigequartiere.

Da begann eine dröhnende Glocke ihr eintöniges Gesumm — das war die Vesperglocke von San Marco. Die Glocken sind die richtigste Erfindung des Christenthums, lebensfeindliche, erdenhassende, todeslechzende Instrumente — ich habe sie von Jugend auf gehaßt. Ihr Gesumm ist die persönliche Christenthums-Melancholie. So hat dieser Marcus geheult, als man auf den kalten Steinen der Riesentreppe Marino Falieri den Kopf abschlug, als die Gondel Brabantios den erdrosselten schönen Leib Desdemonas hinaustrug auf die Begräbnißinsel.

Schwarz trat der Gedanke in meine Seele. Du mußt vielleicht auch sterben unter diesem Gewimmer des alten Marcus; denn das Fieber knisterte in meinem Gebein. — Du mußt sterben, und hast Spanien nicht gesehn, nicht den San Marco, nicht den größten Dichter unsrer jungen, heidnischen Romantik. —

Alle die alten grauen Geschichten vom Dogenpallaste, von der Seufzerbrücke, den blutigen Säulen, den Bleidächern, dem unterirdischen Gefängnisse gingen in nächtlichen Mänteln an mir vorüber. — So soll einst eine schöne, überaus schöne Königin von Cypern nach Venedig gekommen sein. Sie hat zwei Augenbrauen gehabt von unvergleichlicher Schönheit und darunter zwei blauschwarze, liebesvergeistete Augen, und Lippen fein wie Blumenblätter. Auf Cypern hatte sie einen Vertrag geschlossen mit den Venetianern, der ihr viele und große Rechte garantirte, und jetzt trat sie auf die Piazetta, um die stolze Meereskönigin Venetia zu sehen, von welcher die Schiffer aller levantischen Gewässer die wunderbarsten Dinge erzählten. —

Diese überaus schöne Königin soll hineingetreten sein in den Dogenpallast, und kein menschliches Auge soll sie wieder gesehen haben. Wenn der Wind nordwestlich hinabweht nach der Levante, da wollen arme Leute in der Nähe des Dogenhauses griechische Seufzer gehört haben — aber, du lieber Gott, was sind das für Seufzer, griechische Seufzer, und was helfen die Seufzer, nicht wahr Italia austriaca!? —

Die Todten der venetianischen Republik waren auch nicht so übel dran, sie fanden ein schönes, reinliches Grab. Die steinernen Herren der Prokuratien waren nur blutig, nicht schmutzig: es waren zwei nächtliche Gondoliere angestellt, welche um Mitternacht hinabstiegen in die unterirdischen Gefängnisse, in die kleinen, steinernen Höhlen, die sogenannten Pozzi, die venetianischen Brunnen. Die Gefangenen in diesen Pozzi litten nie an Langeweile: entweder

es kam das Meer und besuchte sie, und ersäufte sie vielleicht, oder es kamen gewiß die mitternächtlichen Gondoliere, und luden den Unglücklichen ein, hinaus zu kommen auf den schmalen Gang, und sich zu erholen auf einer kleinen Bank. Sie liebkos'ten ihn, und legten ihm bei dieser Gelegenheit einen Strick um den Hals, der Strick ging durch zwei Löcher der Thür, die Thür fiel unversehens zu, sie drehten am Knebel, als wollten sie den Irrthum wieder gut machen, und so ward der Mann wenigstens mit aller Schnelligkeit erdrosselt, was doch immer besser ist, als wenn man Jemand ein halbes Leben lang todt ängstigt durch Kerker und Drohung, wie's in gebildeten Staaten geschieht.

Darauf nahmen die Gondoliere den warmen Leichnam, legten ihn sogleich in ihren Kahn, rückten ihm das Antlitz aus dem Schein des Mondes, damit er seinen Schlaf nicht störe, und fuhren ihn leise unter der Seufzerbrücke hinweg, durch den Hafen, hinaus in's Meer, und sangen dabei die zärtlichsten, italienischen Kanzonen, wie sie dem poetischen italienischen Volke geläufig sind. Draußen an den Murazzis, wo das hohe Meer seine langsamen hohen Wogen zu werfen beginnt, warfen sie den kalt gewordnen Todten aus dem Kahne in's schönste Grab der Welt, und fuhren singend heim, und stiegen zu ihren Weibern in die hohen Betten.

Von jener überaus schönen Königin von Cypern und den tausend, tausend nächtlichen Besuchen weiß noch heute Niemand die Namen — am Meere verschwinden viele Menschen plötzlich, das Meer wird oft aufgeregt vom drängenden Verlangen nach Menschenleibern, denn das Meer ist eine ewige griechische

Königin, ein Weib mit grünen Locken. Es fehlten oft Männer in Venedig, und es fragte Niemand, nur die nächsten Verwandten sagten einander: sie werden wohl im Meere sein, ihre Herzen waren zu heiß.

Das ist republikanisch-venetianische Poesie.

In meinem großen Zimmer war es wieder ganz finster geworden.

# 48.

## San Marco.

---

Helft mir aus den engen Gassen,
Wo die Mädchen mich erdrücken,
Seht nur wie die Sterne laufen,
Wie die Häuser sich schon bücken.

Und nun kommt der Sturm vom Meere —
Ach du schwarzgelockte Kleine
Schütz mich armen blöden Deutschen,
Sprich, und wohnst du wohl alleine? —

„Si Signore!“ —

---

Wenn man irgend kann, soll man unter freiem Himmel sterben, das ist besser.

Ich war sehr blaß und die Augen und die Kniee bebten mir, aber ich trat aus dem Hôtel de l'Europe, und wankte nach dem Marcusplatze. Zwar wußt' ich auch den Weg nicht und es war Nacht, aber in Venedig darf man nur hinter den Menschen hergehn, sie gehn alle auf den Markus, und des Nachts zahlreicher als am Tage. Wie hoch waren die Häuser, wie eng die Gassen, wenn sich zwei Liebende auf

beiden Seiten aus den Fenstern legen, so können sie beinahe einander küssen, maulschelliren können einander zwei Nichtliebende ganz gewiß.

Der Himmel ist in den hohen, engen Gassen so hoch, die Paar Sterne sind so weit, daß ich mich lieber unchristlich unten umsah — buona sera — giovine Tedesco — piccolo, mio piccolo! klang's von allen Fenstern, aus allen Thüren, und wie geworfene Fackeln kreuzten sich die lodernden Augen, wie süße auf Sicht zahlbare Wechsel winkten die weißen Arme — zu viel Demokratie für Venedig. Ich wollte zum ersten Male lachen, da war mir's, als zöge Hortensia vom Gardasee und der Madonna del Monte ihr blasses Gesicht zurück — „vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer wird gar zu weh!"

Allerlei südliche Früchte, allerlei Fleisch und Speise ist aufgehäuft in den engen Straßen, sie sind lauter Durchgänge zum großen Saale — da stand ich an seinem Eingange. Ja, er ist der große steinerne Saal von Venedig, der heilige Marcusplatz, so comfort und abgeglättet ist Alles an ihm, der Kaufmannssaal der mittelalterlichen Edelleute, massiv von Reichthum, stolz von Adel.

Da war er! Es war keine Lüge, der Himmel lag ernsthaft mit dem Sterndache über ihm, die langen ernsthaften Prokuratien standen steinern an der Seite hin, im Hintergrunde lag San Marco selbst wie ein alter Araber mit goldnem Barte, der ein Kreuz auf seine Mütze gesteckt hat; vor ihm flogen die drei schlanken Säulen nach den Sternen auf, die Säulen der drei Königreiche Cypern, Kandien und Morea, die venetianischen Obelisken verlorner, gestorbner Königsgeschlechter. Die ganze Geschichte

Venedigs steht auf dem Marcusplatze geschrieben; rechts von den Königreichen steht europäisch dreist, abgesondert von der Kirche, wie überall in Italien, der Glockenthurm des Marcus, die Campanile. Seine ehernen Zungen haben den schlanken griechischen Lateinern die venetianischen Triumphe in's Ohr geheult, als der blinde, neunzigjährige Doge Dandolo in der Nacht Byzanz erstürmte, da haben die Glocken der Campanile auf dem Marcus auch gestürmt und ganz Venezia hat christlich gebetet um neues Gold und neue griechische Mädchen.

Ich setzte mich ermattet nieder auf die marmornen Fließen des großen Saals, sein Boden ist glatt wie das Parquet eines Ballsaals. Unter den Prokuratien war es tageshell, ein spiegelndes Kaffeehaus am andern, die Menschen wogten auf und nieder, als sei die Nachricht vom eroberten Byzanz eben angekommen, als sei Venezia noch lebendig. Gesang und Saitenspiel schwirrte über das Stimmengebraus, namentlich eine jener mörderischen welschen Sopranstimmen, welche die Arie aus dem Barbiere di Sevilla sang und wie wahnsinnig „Lindoro, oh Lindoro!" kreischte, als schrie Venezia um Hilfe. Ich habe die Inhaberin selbiger Stimme später kennen gelernt, sie war von altem venetianischem Geblüt, von kaufmännisch adligen Sitten und ohne Vorurtheile, wenn sie Geld verdienen konnte, wie ihre Ahnen, sie war noch aus jener asiatisch-venetianischen Zeit.

Der Marcusplatz war früher der levantische Bazar Europas; hierher kam Alles zuerst aus dem Oriente, von hier aus ging Alles nach dem Oriente, auch Marco Polo, einer der frühsten Helden unserer Geographie.

Langsam ging ich hinab nach der Marcuskirche hin; ich trat leise auf, denn ich fühlte mich beschämt, ich hatte an der Aechtheit dieser Dinge gezweifelt. Bei den drei Säulen öffnet sich rechts die Verlängerung der Piazza nach dem Meere hin, die Piazetta, die Vorhalle des Platzes. Hier ist der Dogenpallast, hier steht dicht an den Lagunen der geflügelte Löwe Venedigs und der heilige Theodor, ein verschollner alter Heiliger mit schmaler Taille, hier stiegen die Helden zu Schiff, hier landeten sie, wenn sie wiederkamen, hier trat der Doge auf den Bucintoro, um die alte Mythe der Meereshochzeit zu feiern — hier ist die Thür Venezias. Diese Piazetta hat Alles gesehen, und doch ist sie glatt und naiv wie ein junges Mädchen und lächelt hier zum grauen Dogenpallaste hinauf, und hier zu den Fenstern des österreichischen Gouverneurs. Allerlei Blut ist auf ihr geflossen, zwischen ihren beiden Säulen ist manch' edler Kopf vom Richtschwerte in's Meer geflogen, das Meer ist herausgetreten und hat mit ihr gebuhlt — ihre hellen Quadersteine haben kein Gedächtniß, sie ist ein unbeschriebnes Blatt. Drin auf dem eigentlichen Marcusplatz, in jenem steinernen, verschwiegenen Archive steht Alles. Auf der Piazetta treiben alle vorlauten Meerwinde ihr Spiel, aber links hinein in's Heiligthum der alten Stadt, in's Boudoir der Meereskönigin, in die Marcustiefe wagen sie sich nicht.

Wenn einst Venedig untergeht, so stirbt die Piazetta mit eben dem lächelnden Gleichmuthe, aber der Kampf, welchen der alte Marcus drin erhebt, wird fürchterlich sein, und man wird das Gebrüll seiner alten venetianischen Löwen über ganz Europa hören.

Denn dort drin liegen auch die alten aristokratischen Löwensünden, und die Sünden haben das zäheste Leben, namentlich die aristokratischen.

Scheu schlich ich zurück, um die levantischen Säulen, ich hätte es nimmer gewagt, sie anzutasten, eilig schlüpfte ich unter die Procuratien, wo die Menschen wogten; es überkam mich eine kindische Furcht vor dem alten Venedig, was unter den Marmorplatten herauskriechen könnte.

Ich war noch recht krank und setzte mich still in das offne Kaffeehaus, um deutsche Zeitungen zu suchen.

Vor mir, den Rücken nach mir wendend, saß eine hohe venetianische Dame. Ich sah nichts als einen stolzen Nobilinacken und kühne Schultern; kühn wie ich mir die Schultern des Bucintoro denke. Und dies dreiste Fleisch war weiß, wie man es selten sieht in Italien, und erweckte mir das süßeste Heimweh, ein süßeres Heimweh, als die Allgemeine Zeitung, die vor mir lag, und in welcher der Artikel Wien noch immer anfing wie in meiner frühsten Jugend: „5 proz. Metalliques 97 1/8; 4 proz. Met. 88 1/2; Bankaktien 1247 1/2. — Aus Konstantinopel hat die Post nichts Neues gebracht" — —

O liebes Wien, du langer einfacher Gedanke eines guten Magens, Gott erhalte Dich.

Der schöne heimathliche Nacken war verschwunden, der Archivarius erschien und schalt mich, daß ich ausgegangen, und wir führten einander nach Hause. Der Weg war aber weit, weit; Gott weiß, wo wir überall noch gewesen sind.

## 49.

# Der Dogenpallast.

---

Am andern Tage sah ich diese Herrlichkeiten bei freiem Sonnenscheine, und all' meine Furcht war verschwunden, ich erblickte die grauen Haare, und die Runzeln der Machtlosigkeit am Dogenhause: die Seufzerbrücke, der berüchtigte ponte dei sospiri ist vermauert, der alte Stein des ganzen Hauses, dessen Stockwerke plump über einander gethürmt sind, ist lebensmüde, die Löwenrachen sind verschwunden, nur kleine schmutzige Oeffnungen sind geblieben. Sonst warf man jene lebensgefährlichen Anklagen seiner Mitbürger in diese Rachen, welche oft das Leben des Angeklagten verwirkten, es waren die Behältnisse jenes schauerlich geheimnißvollen Ostracismus, dem so oft die fürchterliche Antwort wurde, „die Republik sorgt für ihn" — jetzt finden sich nur noch kleine, bettelhafte Verläumdungen vor.

Und was ist Venedig ohne seine Seufzer, seine Löwen und seine Schrecken! Der todte Rumpf eines Meeresungethüms, in dessen Rachen allerlei kleine Fische gefahrlos spielen.

An jenem Tage dauerte mich Venezia zum ersten Male. Es begegnet uns wohl, daß wir einen reichen, übermüthigen Gecken verwünschen, der den armen Teufel mit dem Fuße von sich stößt, daß wir im Unmuthe sogar den Wunsch ausstoßen, den gefühllosen Uebermuth selbst am Bettelstabe zu sehn. Wenn es sich aber wirklich ereignet, was in unserm Jahrhunderte der Rache gesellschaftlicher Sünden so leicht geschieht, wenn wir den gestürzten Glanz in Lumpen sehn, so jammert uns sein — und so ging mir's damals mit Venedig. Ich weiß nicht mehr, ob es ein Sonntag oder einer der vielen Feiertage Italiens war, welche das Land doppelt schön machen. Kurz, es war Alles aufgeputzt, als ich nach dem Marcus ging, und auch der Marcus hatte seine Sonntagsfähnchen umhängen müssen, und hierin lag das Tragische. Auf das alte, vornehme Gesicht hatte man eine bürgerliche Sonntagsmütze gestülpt. Auf den drei levantischen Säulen flatterten die schwarz und gelben Fahnen Oesterreichs. — — Aber es waren ja auch die verwahrlosesten unter den barbarischen Völkern, Gothen, Vandalen und Hunnen, welche zuerst die klassischen Reiche stürzten, und der roheste Römer, Mummius hatte einst Corinth zerstört.

Das sind die ironischen Späße der Weltgeschichte, — dreist flatterten die Fahnen an den rothen thurmhohen Säulen.

Heut trat ich zum ersten Male in die Marcuskirche, ein Gebäude schon im neunten Jahrhunderte

begonnen, und von außen und innen mit plumper Pracht besät. Gold und Edelsteine kriechen träg' an allen Wänden auf und nieder, wo man die Hand, wo man den Fuß hinstreckt, Alles ist kostbar, es ist eine drückende, ächte Pracht, ohne Schönheit, und auch ohne Christenthum. Es gleicht in allen Formen mehr einer sinnlichen Moschee, es ist nichts als derber Materialismus darin, und keine einzige, nach einem Jenseits verlangende christliche Idee ist in dieser Kirche.

Hier beten seit beinahe tausend Jahren die schönen Venetianerinnen in den langen schwarzen Sammtröcken mit den offnen Aermeln, die so weich, schmeichelnd und zutraulich sind; hier beten sie für das Gedeihen ihrer Leidenschaft. Hinter dem Pfeiler steht der blutjunge, blasse Venetianer und beflügelt ihr Gebet, — das nennt man katholisches Christenthum. — Hier in der Marcuskirche haben auch die Ruffiani ihre Herberge, deren Geschmack durch den steten Anblick von Plastik und Malerei vortrefflich gebildet ist. Ein Ruffiano ist nämlich ein Mensch, welcher den Geschmack des Fremden leitet, in Deutschland wird er sehr plump „Kuppler" genannt: der Italiener ist aber mit seiner Sünde dreister, und besitzt einen gewissen Ehrgeiz der Schönheit. Man kränkt ihn auf's Tiefste, wenn man die Schönheit seiner Dame nicht anerkennt.

Nun traten wir unsern Gang in den Dogenpallast an. Unten an der Riesentreppe steckten in alten Pulten zwei würdige italienische Physiognomien mit langen Fingern und langen Nasen. Sie sahen aus wie vergessene Volkstribunen, und sind auch wirklich welche. Ihr Geschäft ist so süß, daß man es den

ernsten Mienen nimmer ansähe: sie schreiben Liebesbriefe für das junge Liebesvolk, das des Schreibens unkundig ist. Der Platz an der Riesentreppe ist merkwürdig genug dazu gewählt, — hier soll das Haupt Marino Falieri's heruntergerollt sein, und wer die Riesentreppe hinaufstieg, mußte seine Liebesgeschichten vergessen. Uebrigens ist diese Treppe nicht riesenmäßig groß, sondern hat ihren Namen von den Riesenbildsäulen, welche auf ihr stehen.

Hier hinauf geht's in alle die schauerlichen Geheimnisse der Republik, in diesem grauen Pallaste liegen alle Regierungsmemoiren Venedigs; es ist mir unmöglich, nach der Reihe zu erzählen, ich war zu befangen. Ich bin die goldne Treppe hinaufgestiegen, auf welcher man die fremden Gesandten einführte, ich habe in all' den Sälen gestanden, wo die feierlichen, grimmigen Dogengesichter hängen, wo der erste Doge mit der Fischermütze, wo der schwarze Schleier statt des verloren gegangenen Hauptes Marino Falieri's hängt. Der Saal reicht gerade aus bis zu dem letzten Dogen, den Napoleon pensionirte, die Zeit war erfüllt, für einen neuen Verwalter der Republik war kein Platz mehr.

Ich bin im Saal der Zehne gewesen, und obwohl er leer war, schnürte er mir die Kehle zu, auf den dunkelbraunen Bänken las ich lauter Todesurtheile. Der Saal ist nicht groß und gleicht einer heimlichen, mörderischen Familienstube. Und überall, allüberall sind die wimmelnden Bilder Tintorettos, dieses Foliomalers, bei dem die Menschen wohlfeil sind wie einst in Venedig. Dieser Tintoretto war ein Helfershelfer der venetianischen Richter, sie konnten nicht so viel Figuren hinrichten lassen, als er malte, lange,

lange Wände sind voll von ihm. Walter Scott hat in seinen langen Romanen nicht so viel Personen genannt, als Tintoretto in seinen langweiligen Bildern gemalt hat.

Die Sonne fiel über die Lagunen herein in die großen, prächtigen Säle; ich hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß Venedig unter Sonnenschein regiert worden wäre; die großen, fabelhaften Seeschlachten an den Wänden gewannen bei dem heitern Lichte ein so lustiges Ansehn, als seien all' die Dinge nur zum Zeitvertreib geschehen. —

Der grelle Sonnenschein in dem nächtlichen Hause trieb mich von dannen, und ich gerieth tief in die Stadt hinein — nimmer werd' ich jenes alte Dogenhaus vergessen mit seiner harmlosen Unbefangenheit, hinter welcher die Geschichte so gräßlicher Jahrhunderte grinst.

Es waren jene engen, erdrückenden Gassen Venedigs in welche ich gerathen war, wo das Elend nackt an den Thüren steht, und bei den Wunden Christi um einen Centesimo fleht. Die nackten Weiber bieten ihren Leib, die Männer ihre Fäuste, ihre Schultern, ihr Gewissen für einen Centesimo. —

O, Moses, war ein weiser Mann: es rächt sich die Sünde bis in's tausendste Glied, vom Dogenhause führte der Weg direkt in den Jammer dieser Gassen.

**Es ist das größte Unglück, betteln zu müssen.**

## 50.

# Die Venetianer.

Wenn der Lombarde diesen östlichen Winkel seines Landes mit allen Vorzügen näher bezeichnen will, so nennt er Wein von Vicenza, Brot von Padua, Nudeln von Treviso und — Maitressen von Venedig.

Die venetianischen Weiber gelten Vielen für die schönsten, wenigstens für die liebenswürdigsten in Oberitalien. Sie haben von der weichen Lagunenluft eine geschmeidige Haut, von dem engen, abenteuerlichen Wesen ihrer Stadt sind sie von Jugend auf gewandt und abenteuerlich geworden, sie sind mit Grazie lüderlich, wie man das in Deutschland nennt. Und die ausgelassene Grazie entwickelt in ihrem freien Weben die keckste Schönheit. Auch Byron fand hier sein schönstes „Thier der Schöpfung," die

wildschöne Fornarina, deren zornige Liebesarme ihn entzückten.

Ich habe nicht viel Gelegenheit gehabt, in das innere bürgerliche Leben der Venetianer zu blicken; sie sind ein Wenig scheu und mißtrauisch, namentlich gegen die Tedesci, unter deren Herrschaft sie jetzt gebeugt sind, obwohl die Venetianer noch für die leichtsinnigsten und weichlichsten Italiener gelten, welche die alte Freiheit Italiens am Besten vergessen haben. Es ist sogar nichts Seltenes, daß man die jungen Nobilis eines sehr langsamen, trägen, zweifelhaften Muthes beschuldigt. Otto von Pirch hat in seinen liebenswürdigen Caragoli viel Interessantes über das jetzige Gesellschaftsleben mitgetheilt. Ich entnehme folgende Stellen seinem Buche. Es war ein fröhlicher Sonntag, als sie in der guten Stadt Breslau seinen todten Leib unter gedämpftem Trommelschlage hinaustrugen auf den Militairkirchhof vor dem Ohlauer Thore — es hatte mich lange nichts so erschüttert, als die Todtenschüsse, welche sie über seinem Grabe abfeuerten — jene Schüsse fuhren krachend durch meinen Lebensmuth. Otto von Pirch war ein junger, schöner Soldat, mit aller Liebenswürdigkeit höherer Kultur ausgerüstet. Er hatte lustig allerlei Fährlichkeiten seiner Reisen bis hinab an die türkische Grenze bestanden, und war lebenslustig in seine Heimath zurückgekehrt. Da reitet er bei heiterem Sonnenscheine eines Tags um die Breslauer Promenade, sein Auge schweift fröhlich forschend umher, da wird das Pferd plötzlich scheu, springt auf die Seite, wirft den Reiter aus dem Sattel, geht im sausenden Galopp durch, und auf den harten Steinen wird dem im Bügel hängenden Reiter das

Haupt zerschmettert, das freie, gedankenvolle Haupt. Zerschlagen lag es in jenem Sarge, über welchen die Schüsse flogen. Von den wilden Bannatsvölkern war er unbeschädigt heimgekehrt, und in der friedlichen Heimath springt ihm der Tod wie ein tückischer Schuft in den Nacken.

Ich werde im nächsten Theile auf seine verdienstlichen Notizen über das Land der Magyaren zurückkommen. Hier Einiges von ihm über die Venetianer:

„Die jungen Nobili treten früh in den Genuß des Lebens; die schönen Künste und Liebesintriguen machen ihre einzige Beschäftigung. Während sie die Wissenschaften vernachlässigen, umfaßt ihr Geist mit leidenschaftlichem Feuer die Gebiete der Plastik, der Malerei, und besonders der Musik, und sie legen allen Ernst und Eifer, deren sie fähig sind, in das Studium derselben. Fast immer außer dem Hause, und inmitten so vieler und großer Kunstgegenstände, nehmen sie in diesem Studium eine rein praktische Richtung. — Ist es ein Wunder, daß all' ihre Sinne nach Genuß verlangen? — Die Eroberung der jungen Frauen ist völlig verwebt mit jener Richtung. Prüfend und schwelgend gehen sie von einem Gegenstande zum andern, nicht mit der flatterhaften Kälte, die man den Franzosen Schuld giebt, sondern indem sie sich tief in den Augenblick versenken. So viel Gluth und Lust aber zerstört sie früh, und die Folge solcher Leidenschaftlichkeit ist allen Gesichtern tief eingegraben. Erst spät, ermattet, gewinnen sie die Besinnung. Dann folgt ein Jahrzehend des Ueberdrusses am Wechsel, dem sie ein Ende machen, indem

sie sich mit den jüngsten, unerfahrensten Mädchen verheirathen."

„Die jungen Mädchen wachsen im Kloster, oder Hause unter einer Gouvernante auf. Feine Stickereien und Musik sind die Hauptgegenstände des Unterrichts, und fast nur um zur Messe zu gehen, verlassen sie das Haus. Haben sie das sechzehnte Jahr erreicht, so stellen sich jene gealterten Bewerber ein, und die Heirath wird schnell geschlossen. Findet sich keine Parthie, so bleiben sie oft bis zum zwanzigsten Jahre unter der Gouvernante, deren Strenge dann abnimmt und sich wohl in Rath und Hilfe bei den Intriguen verwandelt. Die junge Frau, die vor der Heirath die Welt nur wenig anders, als vom Chor der Klosterkirche, oder vom Terrazino des Hauses sah, tritt nun in's Leben ein. — Eine Loge in der Fenice ist eben so Bedingung einer guten Parthie wie anderswo eine Equipage. In der ersten Zeit erschöpft sich der Gemal in Aufmerksamkeit, bald aber sind ihm die Fesseln unbequem. Ein gleichbetagter Freund, der Genosse seiner Jugendsünden, entzückt von der naiven Schönheit der jungen Frau, stellt sich ein, und wird vom Gemal anfangs geduldet, dann gefahrlos zum Begleiter und Hüter des jungen Wesens bestellt. Nun ist der Cavaliere servente da, und die junge Frau, der schon die Zärtlichkeit ihres Gemals unbehaglich war, wird durch die Annäherung und Süßigkeit seines Freundes stufenweise zur Verzweiflung gebracht. Es erscheinen junge Männer, und eifern um ihre Gunst. Sie spielt eine Zeitlang mit allen, entscheidet sich dann für einen, und erwählt ihn zum Cicisbeo. Die Intriguen beginnen, für die vor Allem der Gondolier gewonnen werden muß.

Die junge Frau hat ihre Gondel, der Mann die seinige."

„Der Zufall entscheidet gemeiniglich die Wahl des ersten Cicisbeo. Dann sucht das Herz, und in die erste Intrigue tritt die zweite. Nun wird das Herz befriedigt, aber die Neigung zur Intrigue ist erwacht, und die lange Reise ist begonnen, aus der die Frau mit reicher Erfahrung erst dann austritt, wenn keine Eroberung mehr gelingt, und selbst die Jüngsten nicht mehr von ihr belehrt sein wollen."

„Während dessen sind die Kinder herangewachsen. Heirathsspekulationen, und das nie endende Interesse am Theater und an der Conversation füllen die zweite Hälfte des Lebens aus. So höflich und klug ist die italienische Jugend, daß sie alternden Frauen die größten Rücksichten beweis't. Dies erhält die Matrone liebenswürdig, nun erst entwickelt sich ihr Geist völlig, sie sucht nachzuholen, was jener Taumel verhinderte, sie lies't, und so kommt es, daß besonders in Italien das Gespräch mit Frauen, die nicht mehr in den ersten Jahren der Ansprüche sind, so vorzugsweise anziehend ist."

„Heirathet einmal ein junger Mann, so ist die Sache noch übler, er sucht alsbald Wechsel und Luft außer dem Hause, und Rache der Eifersucht öffnet noch schneller den jungen Männern den Zutritt zu der Verlassenen, und kein alter Kavalier bewacht sie."

Die Italiener sind alle sehr geschwätzig, die Conversazione ist ihnen nach der Musik das Wichtigste. Eine Loge im Fenice und eine muntre Conversazione, davon leben sie Jahr aus Jahr ein. Die Logen im Theater sind bekanntlich Gesellschaftszimmer, dort nehmen sie auf den Sofas Besuche an, dort schlummert

der Gemal, der Cavaliere servente macht die Honneurs, der Cicisbeo seufzt, die Herrin lacht. Es ist eine Uebung des jungen Venetianers, den glücklichen Moment zu treffen, wenn er seine auserkohrne Dame ziemlich allein findet. Der Eheherr wird nach Hause geschickt, um nach den Kindern zu sehn, die liebenswürdige Dame zieht die Vorhänge zu, damit sie kein Geräusch im Plaudern störe, es wird still in der Loge, still. — —

# 51.

# Il Rialto.

Es war ein stiller liebenswürdiger Abend, ich saß wieder auf dem Marcusplatze im Kaffeehause, vor mir lockte wieder der schöne heimathliche Nacken der Venetianerin, draußen spielten die Austriaci deutsche Walzer, in den Schultern meiner Schönen zuckte hie und da eine lockende Passage der schwelgerischen Militärmusik. Es waren immer viel junge Venetianer um die Dame her, sie mochte sehr schön sein. Ein alter gelber Herr mit einer ehrwürdigen Nasenruine und unbeweglichen Nobiliaugen saß stets neben ihr. Cavaliere oder Marito? ich wußte es nicht. Es kostete mich drei Schritte, so konnt ich das Antlitz der Schönen erblicken, aber ich wollte die drei prosaischen Schritte nicht machen; dieser schöne Nacken war mir

genug. Nur das Glück sollte mir ein Angesicht bringen, auf welches meine Augen harrten.

Da schlug es zwölf; mich rief die Pflicht. In einer schönen Kirche hatte ich die Bekanntschaft einer Dame gemacht, welche Antonia hieß, la bella Antonia, und welche heut nach zwölf Uhr über den Rialto ging. Zwischen den glänzenden Boutiken der Merceria eilt' ich hin, athemlos kam ich auf den Rialto, der ebenfalls von Boutiken bedeckt ist. Sie waren geschlossen, und es war still und todt auf der Brücke. Niemand zu sehen. Hie und da geschäftig Vorübergehende. Der Mond lag weiß wie eine Wolke auf dem großen Canale, dem welthistorischen Canale grande, wo Pallast neben Pallast steht, wo einst die Könige des Meeres in langer Reihe dicht neben einander wohnten, die Dandoli, Foscari, Pesari, Contarini, lauter Namen, vollwichtig wie goldne Kronen —

Es sind Palläste darunter, deren Rost aus eitel Cederstämmen besteht.

Nicht weit von mir lehnte eine schwarze Frauengestalt an der steinernen Brückenlehne, ihr schwarzer Schleier flatterte im Nachtwinde. Ich trat nahe an sie heran. Das konnte Antonia nicht sein, Antonia war nicht so groß.

Wir standen lange neben einander. Starr wie eine Bildsäule sah sie den Kanal entlang, auf welchem die weißen Mondesstrahlen sehnsüchtig hin- und herwogten. Der Mond ist das Licht des Unglücks, alte Liebe und alte Größe muß man im Mondschein besuchen.

Wir standen immer noch stumm da. Es war mir nie so feierlich venetianisch zu Muthe. Unten legte eine Gondel an, die schwarze Dame ergriff mich bei

der Hand, wir stiegen hinab, setzten uns, öffneten die Fenster der kleinen Kajüte und fuhren langsam den großen Kanal entlang. Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und sah mit großen stillen schwarzen Augen an den Palläſten auf und ab. Antlitz, Schulter und Bußen war weiß wie Mondschein, und jetzt erhob sie die Stimme, und nannte mir die Palläſte, und die Schicksale ihrer Herren. Es war eine wollüstige, berauschende Stimme.

So kam es, daß mir der große Kanal die eigentliche Romantik Venedigs wurde. Bald hier, bald dort sieht man eine Dogenmütze an den Palläſten, und darüber stiere, glaslose Fenster, oder mit Brettern verschlossene — alte Dogensärge. Vor einem der stolzesten Häuser hielt der Gondolier einen Augenblick — er stützte sich auf sein Ruder, meine Begleiterin rief lebhafter: ecco! Es war der Palazzo der Pesari. Als die Franzosen nach Venedig gekommen sind, da hat der letzte Pesaro seinen Pallast verlassen, und hat Venedig für immer Ade gesagt. „Fischer waren wir, Fischer werden wir“ sind seine letzten Worte gewesen, vor drei Jahren ist er im Auslande gestorben.

Um diesen schönen Stolz sollt ihr die Aristokraten beneiden, sagte das Weib.

Sprich, heißest Du wirklich Antonia, fragte ich sie, als wir wieder in der Nähe des Rialto waren.

Und sie lächelte wunderbar vornehm, und die Schönheit rollte wie fließendes Gold über Antlitz, Busen und Hüfte. Ich breitete die Arme aus nach dieser zauberhaft lockenden Schönheit.

Ihr habt alle zu wenig Muth, Ihr Poeten einer neuen Zeit, sprach sie, und ich weiß nicht, war es

mehr Spott, oder war es mehr Scherz, was um ihre Lippe flog, der Mondschein glich es aus zur Ungewißheit. Ihr wagt es nur zu vermuthen, was Ihr vermögt. Ihr stehlt Eure Freuden, und laßt die Welt glauben, Eure unchristlichen Dinge seien kleine, frivole Unarten. Ihr wagt es nicht zu bekennen, daß diese Unarten Euer System sind. Ihr wollt ein christliches Heidenthum, und wagt es nicht zu gestehen, Ihr wollt das Fleisch, die Sünde emancipiren, und schämt Euch vor der Sünde, kokettirt mit der alten verdorrten Tugend, weil Ihr Autoritätsmenschen seid. Komm, umarme mich, Du furchtsames deutsches Blut, halt still, Andrea, hier ist Lord Byrons Haus, Venedig ist ein Grenzstein der Poeten: hier seht Ihr mit einem Blicke in die katholischen Kirchen, aus denen der geheimnißvolle lateinische Gesang tönt, mit dem andern in den wollüstigen Orient, welcher des Leibes Schönheit genießt bis in die feinste Faser, hier seht Ihr die Trümmer von allerlei Größe, aus welchen die romantischen sehnsüchtigen Worte wachsen, und Ihr seht den frischen Genuß Alles dessen, was noch lebt, was sich auf den Trümmern umarmt — Venedig ist jener Don Juan, der sich freut, bis ihm die Seele ausfährt, Venedig ist der lustige Kirchhof moderner Poeten, komm, piccolo Enrico, in diesem Hause hat Lord Byron seinen Don Juan empfangen und geschrieben, komm.

Weib, wer bist Du?

Sie legte sich mit dem weichen Sammtärmel auf meine Schulter, lächelte, und sprang auf mich gestützt, behende aus der Gondel auf die Stufen des Pallastes. Ich hob eben den Fuß, um ihr nach-

zueilen, da stieß der Gondolier den Kahn ab, umsonst war mein Rufen und Befehlen.

Das schöne Weib stand mit ausgebreiteten Armen an der Schwelle des Palazzo, der Sammt fiel zurück von den weißen, lockenden Armen, und die Mondesstrahlen legten sich schwelgerisch in die Umarmung.

„Sehne Dich nach mir!“ sprach sie, „das ist ein christlicher Rest von Poesie, an dem ich hänge — sehne Dich, und Du wirst dichten.“

Ecco Venezia! murmelte der Gondolier in den Bart.

Sie verschwand, und der Kahn rauschte blitzschnell nach dem Rialto hin, ich versucht' es nicht einmal den Gondolier zur Rückkehr zu zwingen. Und wenn ich ihn fragte, wer die Dame gewesen sei, so richtete er sich auf, sah stolz umher im Mondscheine des Canale grande, und sprach: Ecco Venezia.

So kamen wir wieder an den Rialto. Diese Brücke, die in einem Bogen über den breiten Kanal springt, ist ein Bild aus meiner Kindheit. Darum war sie mir jetzt zu klein. Und die ökonomische Benutzung ihres Rückens zu Boutiken war mir ein Gräuel. In den Zeiten des venetianischen Glanzes lag wenigstens Gold und Silber darauf ausgebreitet, jetzt fletscht Einem das rohe Fleisch, es fletschen Einem die blutigen Fleischer entgegen. —

Aber in diesem Augenblicke flog der Rialto still und schweigsam, es lag eine feierliche Geschichtsstunde Venedigs auf den weißen Palläſten und Lagunen, und diese letzteren athmeten seufzend auf, die

Palläſte neigten ſich, als wären ſie todesmüde, und als wollten ſie die ſteinernen Glieder endlich, endlich ausſtrecken auf den weichen Lagunen.

Und doch iſt's noch Venezia la dominante — mein ganzes Herz ſehnte ſich nach Byrons Hauſe, aber ich fand keinen Schiffer mehr, ach es war zu ſpät.

---

# 52.

# Lord Byron.

„Ich habe die Welt verwundet.“

— Das Nähere, Umständliche ist mir entfallen, aber es war wieder tiefe Nacht in Venedig, als ich in einer Gondel vor Lord Byrons Wohnung stand. Es ist immer Nacht, wenn ich an Venedig denke, und die Lichter spielen entweder auf den glatten Fliesen des Marcusplatzes, oder über die Lagunen herüber von der Piazetta, oder den langen, stolzen, öden Canale grande entlang. Ein wenig spärlich sind dort die Lichter, wenn der Mond nicht hilft, die Palläste sind, wie gesagt, meist todt, vom Rialto schimmern einige österreichische Laternen herunter in die Tiefe.

Die Gondel war festgemacht, ihr Führer lag am Ruder hingestreckt und schlief, ich lehnte an jenen kleinen Fenstern, welche dicht über dem Wasser sind, und hinter denen der giovine Inglese oft gesessen haben

soll. Dort hört' ich die schöne Stimme jener Nacht wieder, welche sprach: „Ihr habt Alle zu wenig Muth, Ihr Poeten — und — sehne dich nach mir.“ Wenn ich mich nur recht erinnern könnte, ich glaube, es wären noch süßere Dinge zu erzählen von jenem hochbußigen, freudestolzen, adligen Weibe; Lord Byron's Geschichte, welche ich in jener Nacht erfuhr, hatte sich meines Gedächtnisses bemächtigt, und die andern Dinge waren nicht bloß für das Gedächtniß.

Dieser Lord Byron, bei dessen Namen die tugendhaften Mütter in England heut noch erschrecken, stammte von den Rittern Wilhelms des Eroberers. Es war normännisch Blut in ihm, wie in Robert dem Teufel, und die Normänner waren viele Jahrhunderte die südlichen Teufelsgenies des Nordens. Sie haben auch die vollblütigen normännischen Pferde gezogen, die jeder Philister zu würdigen weiß. Die Irländer sagen, seine schöne, liebe Mutter sei mitunter wahnsinnig gewesen, und es ist etwas Bekanntes, daß sein Großvater Menschen todtgeschlagen, und sein Vater in tollem Strudel sein Vermögen durchgebracht hat.

Es ist eine Naturerscheinung, daß die Hauptbeweger der Menschheit seit mehreren Jahrhunderten immer auf jener stockphiliströsen Insel sich erheben, wo die Religion stets eine platte, lederne Beschränktheit und die Poesie eine gespreizte Schulfuchserei war. Aus England ist Shakespeare und die Freiheit und Lord Byron gekommen. Lord Byron ist aber der wilde Vater jener modernen Poesie ohne Pietät, welche mit nackten Händen an's Herz greift. Er giebt den Ton zu jener poetischen Politik an, aus welcher wir noch keinen Ausgang gefunden haben, welcher sich die kaufmännische Prosa und die leeren, formellen Kon-

stituirer bemächtigt haben, und für welche wir in die Gefängnisse geworfen werden. Alle die Launen, Ungezogenheiten, Tollheiten, alle die schönen Frevel sind zu sehen an diesem wilden, schönen Lord, welche man dem modernen Dichterthume zum Vorwurfe macht. Ja, es war wirklich nach den laufenden Begriffen ein Koloß von Immoralität. Die Engländer werden es auch am Spätesten lernen, daß die großen Dichter die neue Moral machen, daß die Dichter Gottes ächteste Söhne sind, daß alle Dichtkunst Religion ist, und alle Religion Dichtkunst. Die Moral ist der Lauf des Jahres: im Frühling blüht und grünt sie im Munde der Poeten, im Sommer wird sie durch die Sonnenstrahlen und warmen Lüfte unter der Menge verbreitet, im Herbste trägt sie die tugendhaften Früchte und im Winter erstarrt sie und wird alt: die Welt braucht immer neue Dichter.

Und mit großer Qual schaffen diese oft das Neue, was mit Geburtswehen aus ihrem Geiste bricht und meist werden sie dafür gekreuzigt. Sie sehen in schönen, göttlichen Augenblicken das neue Weib der Welt am Horizonte vorüberfliegen, aber es wird bald wieder ordinaire Dämmerung um sie herum, sie stürzen sich schnaufend nach dem Geheimnisse der Schönheit und Harmonie, das eilig vorüberflog an ihrem Auge, sie zertreten in jacher Hast Dieses und Jenes, sie werden wirklich unmoralisch, und gebären nur die Anfänge einer neuen Klassik, aber noch keine Klassik.

Lord Byron ist durch seinen launischen Stolz zu wirklichen Unfläthereien verleitet worden. Er war im Stande, Leuten, die ihm begegneten, deren Physiognomie ihm mißfiel, und die sich nicht mit ihm schießen wollten, mit der Reitgerte in's Gesicht zu

hauen. Solche Menschen sind die quälenden Ahnungen einer reicheren Welt, so wie der Teufel nach den meisten Mythen aus dem Paradiese stammt. Sie gehören aber eben so wenig wie der Teufel in die Hände alltäglicher Menschen, denn selbige machen eben die dummen Teufel daraus.

Still und klösterlich wuchs dieser junge Normann in einem alten Klostergebäude auf, in einer jener stillen, kirchlichen englischen Provinzen zwischen dichtem grauem Nebel und sammtgrünem Rasen. Von Haus aus lahm und schwächlich, darf er draußen in der frischen Luft herumspringen, um sich zu stärken, und so verbrüdert er sich früh mit der Erde, und lauscht ihren geheimnißvollen Athemzügen. Besorglich streichelt ihm die süße Mutter das feine, interessante Gesicht, und sie entschließt sich mit Mühe, ihn auf eine lateinische Schule zu geben. Störrig gegen den Schulzwang geht er hier umher. Mit 16 Jahren bezieht er die Universität Cambridge, ist faul, verabscheut die Mathematik, verspottet die langweiligen Klassiker, lies't englische Dichter und macht Liebesgedichte. Sein Stubenbursche ist ein junger Bär, und als er abgeht, läßt er ihn in seinem Zimmer, damit er bei der nächsten Wahl eines Fellow als Kandidat auftrete, eine Verhöhnung der akademischen Würden, welche ihm die Engländer nie vergeben haben. Aus Grimm machten sie ihm die Originalität der Bärengeschichte streitig und publizirten eine Anekdote von Philipp, dem ausschweifenden Herzoge von Wharton. Dieser sei in Genf plötzlich seinem Hofmeister durchgegangen, und habe ihm folgendes Billet auf den Tisch gelegt: „Ich bin fort, damit es Ihnen aber nicht an Gesellschaft fehle, habe ich Ihnen meinen jungen Bären

zurückgelassen, als den passendsten Gefährten, der irgendwo für Sie aufgefunden werden kann."

Mit 19 Jahren kommt Byron wieder nach der alten Abtei Newstead in die hohen Zimmer, unter die breiten, schattigen Bäume, und hier giebt er zuerst seine „hours of Idleness," Stunden des Müßiggangs heraus, hier erkürt er sich in einem Neufundländischen Hunde einen neuen Gefährten, hier ist er vielleicht über die Zäune gesprungen, um jenem stillen, englischen Mädchen zu begegnen und die Hand zu drücken, die wie ein sanfter Geist durch seine Jugend schreitet.

Aber bald geht der Teufel los. Im Edinburgh Review werden seine Gedichte auf das Raffinirteste heruntergerissen — Henry Brougham hat sich später zu der Kritik bekannt — und Byron schreibt seine berühmte Satire „Englische Barden und schottische Kritiker," er ist ein gesporntes, Normännisches Schlachtroß, er stampft und schäumt. Nun kommen die tollen Tage in Newstead, die wildesten, geistreichsten Bursche aus London, die hübschesten Aktricen vom Kingstheater lärmen und schlüpfen in den Kreuzgängen Newsteads herum; mit Entsetzen sagen die Engländer: „Dieser junge Mann hat mehr Geliebte als Musen," mit Grauen erzählen sie sich's, daß er aus den Schädeln seiner Ahnen einen zu seinem Mundpokal habe machen lassen, daß er seinem neufoundländschen Hunde ein Monument im Parke gesetzt und ihm ein Epitaphium gedichtet habe, daß er die Menschen nicht brauchen könne, und der Hund sein einz'ger Freund gewesen sei.

Es war eine wüste Zeit zu Sanct Newstead — blaß und überdrüssig kam er von da als junger Lord in's Oberhaus, und da er keine Stellung fand, setzte

er sich mit dem wilden Hobhouse zu Schiffe und fuhr nach Portugal, Spanien, Griechenland, schwamm durch den Bosporus, strich mit dem Homer auf den Lippen in der trojanischen Ebene umher, und ließ sich endlich still und einsam in Griechenland nieder. Hobhouse kehrte heim.

— Wunderliche Welt! Jetzt ist Hobhouse englischer Kriegsminister und tritt zurück, weil er nicht alle Forderungen seines liberalen Herzens realisiren kann, er ist bleich wie immer, aber auch betagt — der schöne Byron ist schon lange, lange todt, und hat nichts mehr von den neuen Tagen gesehn.

Damals blieb er unter den Oelbäumen in Griechenland sitzen, küßte schöne hellenische Mädchen, trank Cyperwein, und schrieb die Pilgerfahrt seines „Childe Harold," das Gedicht seines Lebens, erzählte den „Giaur" jene bunte, türkische Geschichte, und seine rundeste, die „Braut von Abydos," dichtete den „Korsar," den Medora liebt, das wunderbar schöne Weib, jenen Korsar Konrad, den „Mann von Einer Tugend und Tausend Verbrechen."

Dann kam er müde nach England, in das ihm lästige Vaterland zurück. Ich weiß nicht, ob er jene Gedichte schon fertig mitbrachte, aber sie erschienen bald darauf, und es folgten schnell „Lara," eine Art Supplement des Korsaren, und seine berühmte Ode an Napoleon, die ihm jene plumpen Engländer nie vergaben.

Und Byron war in jener Zeit ruhebedürftig, und Napoleon war zum ersten Male gestürzt — da trat der gequälte Poet am 2. Januar 1815 mit einem Weibe an den Altar, und wollte ein Hausvater werden und ruhige, glückliche Tage genießen. Er wird

ordentlich, bezahlt seine Schulden, wird solid — ach, welch' ein Irrthum! Dieser Erste der modernen Elementargeister muß vorausbezahlen für alle folgenden. Die Welt seines Herzens und die Welt um sein Haus herum sind in schreiender Disharmonie, es besteht kein Frühling mit frostigen Nächten.

Diese Ehe krönt seine bürgerliche Zerrüttung, ein zipp-englisches, platt tugendhaftes Weib wirft Hagel und Schlossen auf sein Herz, und die englischen Philister heulen ihr Bravo. „Besonders ist es in London der Fall, — sagte ein Franzose — daß von allen thörichten Dingen die Verheurathung als die ernstlichste betrachtet wird." — Wie paßte Byron in eine englische Ehe, wie paßt der Poet in ein einziges Versmaaß? Sie folterten ihn mit Nadelstichen, sie hätten ihn getödtet, wenn er nicht wieder auf's Schiff entronnen wäre. Jenes Farewell, welches er dort auf dem Verdeck sang, das ist deine unauslöschliche Anklage, du aberwitziges, prosaisch moralisches England, mit deinen Pfaffen und alten Weibern gotteslästerlicher Frömmigkeit.

Während seiner Verheurathung hat er die „hebräischen Melodieen" herausgegeben, in denen es die traurigen Herzen jenseits des Kanals übelnahmen, daß er die Bibel als ein historisches Buch behandelte. Darin ist jener große Untergang von Sanheribs Heer, wie die Assyrer in der Ebene, unter dem dunkeln, verpesteten Himmel dahinsterben. Und „die Belagerung von Corinth" und „die Parisina" hat er damals geschrieben.

Voll bittern Grolls, voll peinigenden Schmerzes, voll mörderischen Unwillens verließ er das widerwärtige Vaterland: damals lebte sein Geliebter, der wild-

schöne Sheridan, es lebte Lewis, der unbändige „Mönch" noch, Walter Scott schrieb Romane, Canning Satiren, Wordsworth, der melancholische, Coldridge, der kecke, und Shelley, Shelley, sein Liebling, der skeptische Held, Alle diese sammelten sich damals um John Murray, den eleganten Buchhändler, der seine blanken Guineen für ihre blanken Gedanken gab. Und zürnend ritt Lord Byron, der Mittelpunkt dieser Leute, über das Schlachtfeld von Waterloo, den Rhein hinauf, tief in die Schweiz hinein. Hier unterhält er sich mit Rousseau und Abälard und Heloise, schreibt den „Gefangnen in Chillon" und den dritten Gesang des „Childe Harold" und „Manfred," den Sprößling Goethes, den Stiefbruder von der ersten Hälfte des Faust.

Es ist einer der wenigen rührenden Momente in Goethes Leben, wo seine Liebe zu diesem wilden Sohne wie ein warmer Strom aus seinem Herzen bricht. Goethe hat wirklich Lord Byron geliebt. Wie manches Kind der Byronschen Leidenschaften war ihm bekannt, denn er ist der Patriarch der neuen Religion — aber er hatte mehr Glück und kühleres Blut, und machte ein Liedchen draus, wenn dort zwei Welten an einander prallten. Es ist eine der weichsten Stunden im langen Leben des Geheimenraths der Poesie gewesen, als die Nachricht nach Weimar keuchte, zu Triest sei ein schwarzbewimpelt Schiff gekommen, auf dessen Verdeck habe die Trauerbotschaft gelegen, daß er in Griechenland gestorben sei, der schöne Lord aus dem garstigen England. —

— All' seine tollen Zweifel waren im „Manfred" an den Alpen hinauf in den Himmel geklettert, jene tödtliche Sehnsucht nach Kenntniß der jenseitigen Dinge,

die jeden Helden eine Periode hindurch bis auf den Tod schüttelt, jene menschgöttliche Sehnsucht hatte er ausgestreut in jenem Gedichte; er hatte den starren Kopf an die Felsen gestoßen, die heiße Brust an die Gletscher gelegt, und nun stieg er hinab nach Italien. Und hier packte er noch einmal mit all' seinen Kräften die wirkliche schöne Welt, die uns Gott frei gegeben hat zu unsers Herzens und unsres Leibes Freude. Abgeschüttelt war im Manfred jene subtile, christliche Ueberschwenglichkeit, welche die Erde über dem leeren, unerreichbaren Himmel vergißt, der Don Juan irdischer Schönheit stieg er herunter von den Alpen.

Manfred war wohl von Shelley angeregt. Auf einem Ausfluge nach Genua trifft er seines Geistes und seines Lebens unglücklichen Doppelgänger, den lieben, armen Shelley. Eine innige Freundschaft verbindet sie bald. Sie hofften einer so wenig wie der andre von der unnatürlich gearteten Welt, und Shelley hoffte auch noch weniger von Gott, und die thörigten Engländer nannten ihn deshalb einen Atheisten. Das Unglück hing wie ein Scorpion an seiner Ferse, und jagte ihn durch die Welt, er war eben so unglücklich wie Byron, nur noch unglücklicher, und darum liebten sie einander so sehr. In Oxfort war Shelley relegirt worden wegen irreligiöser Gedichte, deßhalb verstößt ihn sein Vater, es verläßt ihn die Geliebte, er flieht wie Byron aus England. Die englische Dummheit bedroht sogar sein Leben, und am Posthause zu Pisa fällt ihn ein moralischer Plumppudding mörderisch an, als er Shelleys Namen hört.

Er kommt wie Byron zurück, heurathet wie dieser, um nur etwas Liebes zu haben, findet wie dieser kein Glück, verläßt Weib und Vaterland wieder, und kommt

nach Italien in Byrons Arme. Das Meer erbarmt sich des Verstoßenen, die Wellen bedecken sein Leben, und sie bringen dem suchenden Byron den gequälten Leib plätschernd an's Ufer. Lord Byron errichtete einen Scheiterhaufen, um die Erdmasse des Freundes, welche so schwer auf ihm gelegen, zu verflüchtigen. Es war einer der schlimmsten Tage des Lords.

Shelley war's, der ihm zuerst den „Faust" in die Hände gab und verdeutschte. Armer Shelley! Wie viel hast du für uns gelitten! —

Italien ist Byrons zweites Vaterland, Venedig die Geburtsstadt seines Don Juan. Hier traf er seinen Freund Hobhouse wieder, hier fuhr er Nachts in den Kanälen umher, und träumte von Welten und Menschen, frei wie die Schönheit und schön wie die Freiheit. Nur im Süden gedeihen die schönen Bäume, Byron wäre in jenem kühlen England vor Gram gestorben, hätte es keinen Süden gegeben, wie die Singvögel, wenn sie unsern Winter überdauern müßten. Lord Byron wäre auch nicht so unglücklich gewesen, hätte er von Jugend auf unter diesen südlichen Menschen gelebt, die von ihrem Vater her wissen, daß die Schönheit der Erde und der Weiber keine Theaterdekoration sei.

Auf diesem wunderbaren, unbefriedigten Venedig liegt Byrons Antlitz mit seinem Zauber, und seinem tödtlichen Verdruß. Wie Byron mit der Sinnlichkeit, buhlt Venezia mit dem weichen Meere — zwei schöne Sterbende, eine historische Stadt besitzt nur ein größeres Herz, und stirbt länger. Er nannte sie auch nur „die frischeste Insel seiner Träume," und hier kam ihm auch als Todeskuß der Humor, hier schrieb er seine erste humoristische Erzählung, den „Beppo," die

Geschichte jenes muntern Seefahrers „Guiseppe," hier vollendete er den „Childe Harold," und ersann den genialen „Mazeppa".

Ich hatte nie etwas von Byron gelesen, meine Freunde hatten mir nur seine Schriften beschrieben, da sah ich eines Tags das Bild Mazeppa's: ein schöner nackter Mann ist auf ein wildes Pferd geschnürt, das Pferd stürzt durch den Wald über einen schroffen Abgrund, Todesangst bricht aus seinen Augen und Nüstern, Wölfe stürzen aus allen Winkeln — auf dem zweiten B.atte ist es todt zusammengestürzt, Mazeppa's halber Leib ist unter dem Leichname begraben, seine Augen lechzen nach dem Tode, wilde Pferde schreien und schlagen ringsumher nach dem Unglücklichen, oben flattert ein Rabe nach dem Aase lüstern. Damals sagt' ich: dieser Mazeppa ist Lord Byron, der schöne Unglückliche, der in England lebt unter den Wölfen und rohen Pferden der Kosacken, und festgebunden ist auf das geängstigte Pferd einer alten, verlornen Moral. Das Bild machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, und ich habe von da an niemals einen Augenblick gezweifelt, daß der Dichter des Mazeppa voll Poesie sei. In meinen Träumen sah ich das gehetzte Pferd fliegen, sah die offnen Rachen der Wölfe, und den entsetzlichen Schmerz im Aug' und in jeder Muskel des schönen nackten Mazeppa.

Armer Lord Byron!

Seine bunte Wohnung am Canale grande war eine tragische Maske seines Geschicks. Unter Bären, Affen, Papageien und eben so scheckigen Bedienten saß er da, der feine, eitle, verführerische Form-Aristokrat, schrieb den „Marino Falkieri," die „Fosari," den „Sardanapal," besang, wie früher den Tasso,

jetzt auch den Dante, bedauerte lebhaft den Tod eines einzigen Engländers, des Zahnarztes Wathe, verschrieb sich Zahnpulver aus London, zerstampfte die Feder, daß er nicht so groß werden könne, wie Shakespeare, spielte mit seinen Hunden, umarmte die schönen Weiber, und schrie auf zum Himmel über die Armuth dieser Erde.

O, die Griechen wußten es wohl, wie unglücklich die Titanen auf dieser Erde seien.

Gegen Abend fuhr er mit seinen Hunden an's Land, ritt seine schnellen Pferde, schoß Pistolen, und kam in der Nacht wieder, um in den Lagunen sich schaukeln zu lassen und zu träumen von Gottes Rathschlägen.

Wenn es nicht erzählt würde, ich hätte es erfunden, daß er eitel gewesen sei auf seinen schönen Kopf, eitel wie Napoleon und jeder große Mann auf seine schöne Hand, daß er sogar beim Schwimmen Handschuhe getragen, daß er stolzer gewesen sei auf seine Person, als auf seinen Geist. Das war seiner launischen Schönheitslust nothwendig, und folgende Aeußerung zu seinem Hausarzte ist gewiß wörtlich wahr: „Drei Dinge machen Sie mir nicht nach: ich habe ein Gedicht geschrieben, wovon in einem Tage 10,000 Exemplare verkauft worden sind, ich putze eine brennende Kerze auf dreißig Schritt mit der Pistole, und ich bin durch den Bosporus geschwommen.“ —

Hier in Venedig war's, in diesem Pallaste, wo einst Thomas Moore mit ihm speis'te, und wo er beim Desert hereintrat und ihm seine Memoiren übergab. Dieser mittelmäßige Poet, dessen glatter Wortreichthum die Mittelmäßigkeit besticht, hat es gewagt, den Auftrag jenes Sterbenden zu veruntreuen, er hat

die Memoiren verfälscht herausgegeben. Dies prüde Krämervolk hat die beiden ersten Poeten unsrer Tage, den Napoleon und Lord Byron zu Tode gemartert, und hinterher durch seine Poeten, die Edlen Scott und Moore, verläumden lassen. Pfui über sie! Wenn das Volk nicht sonst so groß, so konsistent tüchtig wäre, ich könnte es hassen ob dieser historischen Geschwüre. Dieser wohlgenährte Thomas Moore bildet sich ein, das beste Freundschaftsstückchen geübt zu haben, um Byrons Ruf bei der englischen Prüderie — der Wicht weiß nicht einmal, daß er die Geschichte bestohlen hat, und daß solches eine Sünde ist gegen den heiligen Geist.

Von Venedig geht es rasch mit Byron zu Ende. Er schreibt noch den „Kain." Hier sollte der Teufel wie ein Geistlicher sprechen, aber Byron meint, es sei nicht angegangen, der Teufel müßte höflicher reden.

Seines gequälten Herzens erbarmt sich noch einmal die Liebe, die schönste seines Lebens, die innige, siegreiche Liebe zur schönen Gräfin Guiccioli in Pisa. Es war ein Weib so süß und weich wie der schönste Liebesvers aus Romeo und Julia — und diese ächte, alte, moralistische Liebe, die er umsonst gesucht, dies Ein und All des Lebens fällt noch wie eine milde Sternennacht über sein Aug' und Herz. Sie beschämt sein ganzes Leben, und gießt ihm den göttlichen Tod in die Brust. Er weint wieder Thränen, die ihm seit der Kindheit gefehlt, küßt keusch ihre Augen, besteigt den Herkules, und segelt gen Griechenland, um für die Freiheit zu fallen. Und der Himmel liebte seinen Sohn, der sterbende Fechter moderner Poesie verschied bald und sanft in den Ar-

men seines getreuen Lechter, 33 Jahre alt. So schloß im Jahre 1823 dieses gewaltige, moderne Epos. —

— Sie reichte mir noch die weiße Hand zum Fenster heraus, ich küßte sie, und ruderte mich heim. — Ich mochte Niemand stören, und weckte den Schiffer nicht. —

## 53.

# Il Campanile.

---

Es war kaum Tag geworden, da lag ich schon wieder in der Gondel und ließ mich hinabschaukeln nach Byrons Hause. Unterwegs lockte mich indeß die schöne Kirche della Salute in ihre rothe Morgenfrühe. Sie steht in ihrem schönen einfachen Gewande, ich glaube ein kleines Spiegelbild der Peterskirche, dicht am Bassin. Die Sonne legte sich lächelnd in die rothen Vorhänge der Fenster, und es wogte ein bräutliches Dämmerlicht durch das schöne Haus. Es ist dies einer der wenigen Tempel, wo man mit Freuden an Gott denkt.

Wenn ich meine Landsleute in Deutschland recht kenne, dacht' ich damals, so wird es nicht an solchen fehlen, welche sich bekreuzigen bei deinem Namen. Ich saß wieder vor einem schönen Bilde, und es

war mir, als hört' ich von Norden her die besorglichen Worte: Aber was ist denn diesem Menschen heilig? O, du schönes Mädchenauge, in das ich eben blickte, und du morgenrothe Sonne antworte für mich! Das Auge Gottes ist mir heilig, und das Auge Gottes ist groß wie die Welt, und es strahlt mit jenem unendlichen Zauber in jeder kleinen Freude, in jeder poetischen Regung.

Ich war sehr andächtig in der Kirche della Salute.

„Aberst erloben Sie mich, es muß doch Alles een Maaß und Ziel haben" — klang es hinter mir — „det is doch eene unmoralische Relijon mit die nackten Frauenzimmer; und Handel und Wandel leidet och natürlicherweise, wenn det Volk an soliden Wochentagen schon am frühen Morgen in de Kirchen liegt und nichts duht, und das fülle Wasser bei Venedig is doch och een Luxus, und keene Kultur natürlicherweise; denn warum? es können keene Droschken bestehn und keene jute Polizei, nur de kostspieligen Kirchengebäude nehmen det Bischen Platz noch wej, und det Volk sieht aus wie de Intriguants uf der Königsstadt."

„Te barbarum praebes" — alleweile sprechen Se wieder preußsch — antwortete eine Tenorstimme.

Süße vaterländische Klänge! Ein malkontenter Berliner Muthwilliger und ein lateinischer Sachse, welche zusammen eine Bildungsreise unternommen hatten, standen hinter mir.

Der Berliner schwitzte verdrüßlich, der Sachse war sehr fidel und erzählte mir, Neapel sei eenzig, und Rom, na Rom! —

Na, du jroßer Jott, fiel der Berliner ein, det können Sie Alles in Berlin viel kommoder haben,

et is eene unnatürliche Hitze, und deuer is och Allens, weil det Volk nicht nach Silberjroschen rechnet. —

Ich mußte mit ihnen fahren, Kunstwerke anzusehn, „det kompenirt sich besser," sagte der Muthwillige von 1813, „und man muß die Jeschichten doch jesehn haben, wenn man eenmal dajewesen ist, man weeß denn in der Resource was zu erzählen. — —

Hierauf ging's in den großen Kanal — o, wie schlug mein Herz, als die Gondel an Lord Byrons Hause vorüberrauschte. An einem vergitterten Fenster sah ich eine weiße Hand, vielleicht die Hand Venezias, aber der Kahn brauf'te vorüber, und der fürchterliche Berliner sprach vom Fürsten Blücher und vom fünften oder von Gott weiß welchem Armeekorps, von den Referendars und von Wisotzky. — Das klingt Alles in Venedig wie der ordinairste Zapfenstreich neben alt romantischer Musik. Ein juter Berliner aus dem Jahre Dreizehn ist außerhalb Berlin ein Malheur; das Wetter mag noch so schön sein, er trägt seine Juchten-Stiefeln, das heißt: er spricht von den Preußen, er übersetzt erst Alles in's Preußische. Der lateinische Sachse erzählte von ihm, daß er in Neapel nur einmal vergnügt gewesen sei, als er die Lazaronis gesehen, da habe er entzückt ausgerufen: „Jott sei Dank, hier giebt's och Eckenstehers, Schade man, daß de Kultur noch so zurück is, und se keene Nummern haben, hier könnte man die Nummer zweeunzwanzig unterbringen, die in Berlin keener mehr nimmt, seit der Nante mit Nummer zweeunzwanzig ufjekommen is — 's wär' doch schade um diese ganz anjenehme Nummer, wenn sie man so brache liegen müßte."

An jenem Tage wurde ich genöthigt, fortwährend

zu jenießen, wie es der Muthwillige nannte. Von Manfrinis ging's zu Pesaris, und dann in die Napoleonische Tabagie — so nannte er die Gärten, welche der Kaiser angelegt hat. Zu dem Ende ist ein ganzer Kanal ausgefüllt, und man tritt mit Erstaunen auf eine breite Straße, auf einen jener kecken Kaisergedanken, die auch die Elemente wie Untertha=nen behandelten, und kommt von da in Gartenanlagen.

„Was ist das jejen den Dierjarten," sagte der Berliner lächelnd, „überhaupt, dieser Napoleon! Wir hatten uns man zu lange den Spaß jefallen lassen, ick habe mir immer jewundert, daß der alte Blücher nicht früher seinen ordentlichen Baß loslegte." — —

Die Berliner Manfrinis und Pesaris sind die berühmten Palläste der Manfrini und Pesari, welche treffliche Kunstsammlungen enthalten. Ich erinnere mich aus dem Berliner Getümmel, welches dieser einzige Muthwillige machte, nur eines gefährlich schönen Weibes von Giorgione und des Ariostschen Kopfes von Tizian. Giorgione und Tizian sind die venetianischen Dioskuren der Malerei; jener war der Meister, dieser der Schüler. Aber das blühende Fleisch Tizians hat diesen noch berühmter werden lassen, und vor einigen Jahren kannten unsre undankbaren Conversationslexika nicht einmal den Namen Giorgione. Giorgione ist aber ein sehr rühmenswerther Maler, die Sinnlichkeit seiner Köpfe ist geistreich, und seine Zeichnung ist fast überall besser als die seines Schülers.

Titiano Vercelli überwältigt durch die Schönheit seines Materialismus, durch sein verführerisches Fleisch und Blut. Er ist einer der glücklichsten Maler gewesen, und mehr denn 90 Jahre alt geworden, dieser

Alpensohn aus dem Friaul. Zu Ferrara hat er mit Ariosto muntre Tage verlebt, als er auf seinen großen Portaitreisen auch in der Romagna einsprach, und daher stammt das schöne Bild Lodovicos. Es hat nicht leicht ein Künstler jenes romantische Zeitalter der Kunst so mit vollen Zügen genossen wie dieser venetianische Maler Tiziano. Alle berühmten Köpfe des damaligen Europa waren ihm unterthan, er hat die ganze Historie jener Tage portraitirt. Obenan den Kaiser Karl, den man den Fünften nennt, und welcher der Gewaltige heißen sollte.

Er fiel mitten in jene Zeit, wo die Kunst die Religion der Bildung war, und die Venetianer verehrten seine Bilder wie Heiligthümer. Man erzählt, daß eine verarmte Familie nichts mehr besaß als den letzten Juwelenschmuck und ein Bild von Tizian, und daß sie die letzten Juwelen verkaufte, um das Bild den Nachkommen zu sichern.

Damals ist auch in Deutschland das Wort Bildung entstanden aus den Bildern.

In der prächtigen Kirche Santa Maria dei Frari ist Tizians Grab unter einem einfachen Steine. Als er starb, beschäftigte die Pest in Venedig alle Herzen und Hände, und man konnte dem Meister in Eile nicht mehr anthun, als ihn in jene prachtvolle Kirche legen. Jetzt hat Canova ein Denkmal für ihn gearbeitet, und Europa hat's bezahlt. Canova hat zu viel kleine Postpapiergedanken gehabt, und die stolzen Pesari mit ihren kolossalen Monumenten daneben sehen stolz auf ihn herab. Eine venetiauische Familie neben den Beiträgen Europas! Man muß nie vergessen, daß der Stolz und die Leibe die größten Dinge machen. —

— Es war später Nachmittag geworden, und ich fand Sinn und Auge erst wieder oben auf dem Campanile, welchen Manche Markusthurm nennen. Der Berliner puhstete — Jott wat kostet das Vergnügen für Unannehmlichketen! — Noch eh ich mich umsehen konnte, faßte er mich beim Arme und sprach: Apropos, eenen Moment, bevor wir uns hier zerstreuen. Ich liebe die Ordnung, und een ufjeräumtes Zimmer — wat sagen Se zu den korinthischen Pferden? Sie kennen de Siejesjöttin uf'm Brannenburjer Dohre — na, wat sajen Se — nu, habe ick nich Recht: een Berliner braucht keen Postjeld auszugeben. Die Linden, det is de Natur, de noble Natur, der Dierjarten des is de andre Natur, und das Brannenburjer Dohr, det is de Kunst — was, hab' ick nich Recht, Landsmann! Korinthisch, korinthisch! was sie damit sagen wollen, det is so eene blaue Renommage — lächerlich, höchst lächerlich mit dem Korinthisch. Des Korinthische is och in Berlin nich deuer — Jott, de Uffschneiderei, wenn's nur man keene Uffschneiderei jäbe! —

Die Glocken fingen ihr donnerndes Gebrumm an, und erlös'ten mich, der Wind erhob sich, die Reisemütze des Berliners flog hinab nach dem Marcusplatze und seine Verzweiflung konnte sich wegen der betäubenden Glocke über unsern Köpfen nur pantomimisch äußern.

Aber man kennt Venedig nicht, wenn man nicht auf dem Campanile war — hier ist das Register des großen Meeresbuchs. Wie Kriegsschaaren von ihrem Feinde, dem Meere gedrängt, stürzen sich die Häuser zusammen. Padua steht hinten auf, und von den andern Seiten eilt die Adria in hohen Wogen herbei.

Der Wind flog wie ein übermüthiger Bube draußen im Meere umher, ich sah zum ersten Male einen Sturm. Die tollen Beschreibungen der Romantiker, welche ich immer kopfschüttelnd gelesen hatte, waren vor meinen Augen, wie die Berge wälzten sich die Wogen herein nach dem dunkeln Hafen, eine falbe Wolke flog vor die Sonne, die Glocke donnerte unausgesetzt, meine Nerven bebten und ich schrie aus Leibeskräften, die Republik sei in Gefahr.

Kein Mensch hörte mich, unten auf dem Marcus gingen die Menschen still und friedlich spazieren.

„Det sind unanjenehme Affekte," sagte der Berliner, als er sich unten eine neue Mütze gekauft hatte. Aber trotz dem mußten wir ihm noch in's Arsenal folgen. Mit beispielloser Gefälligkeit führte uns ein österreichischer Offizier umher. Man findet nirgends eine so scharmante, humane Anspruchslosigkeit als in Oesterreich. Die Beschränktheit ist da so naiv, ja man möchte sagen, so liebenswürdig, daß man ihr nicht bös' werden kann. Die österreichische Beschränktheit ist sogar immer bereit, zu lernen und sich zu erweitern, der ächte Oesterreicher ist so durchdrungen von seiner Einfalt, daß man ihr nimmer bös' werden kann. Der Preuße geberdet sich so überaus verständig, daß man ihm aus dem Wege geht, der Oesterreicher ist bescheiden, auch wenn er den in Rede stehenden Gegenstand genau kennt und weiß, der Preuße ist unverschämt, auch wenn er nichts davon weiß.

So stand der Berliner neben dem österreichischen Offizier, welcher uns im Arsenal herumführte. Der Offizier war seit seinem sechzehnten Jahre Unterlieutenant, und das war über ein Jünglingsalter her,

aber er war doch sehr zufrieden mit seiner Carriere. Ich habe mit Erstaunen diesen Mann betrachtet. Uebrigens darf man hieraus keinen voreiligen Schluß auf das österreichische Offizierkorps im Allgemeinen machen. Ich habe an vielen Orten Leute aus seiner Mitte kennen gelernt; ich bin mit ihnen über die Gebirge gefahren, wo man vor dem einsamen Adler kein Geheimniß hat; sie kennen die Bewegungen der Welt, sie studiren den Krieg, sie sind nicht nur humaner dumm, sondern auch humaner klug als viele andere Truppen Europas. Alle indessen, die Dummen und die Klugen, stimmen darin überein, daß die österreichischen Soldaten wiederum bewußtlos wie eine Mauer stehen würden, es möge einem rothen oder einem schwarzen Feinde gelten.

Aus dem Venetianischen Arsenale wird nicht viel Tapferkeit hervorgehen, es ist ein zwar endlos großes, aber leeres unmächtiges Ding. Schrecken und Krieg macht munter, ich wurde schläfrig und langweilig unter jenen kriegerischen Umgebungen. Der kleine Bucintoro wird wie ein Aff gewiesen, und sie arbeiten hie und da an Schiffen; ich glaube aber, es wird nie eins fertig. Linienschiffe dürfen sie nicht bauen. Das Interessanteste waren mir die Waffen der letzten Romagnolen, welche unter Zuchi nach der Juliusrevolution einen Aufstand versuchten. Die neuen Italiener stehen in dem Rufe, gut laufen zu können, und jene Vorfälle haben sie um den letzten Rest von Kriegsvertrauen gebracht. Sogar die bescheidnen Oesterreicher erlaubten sich's, witzig zu sein, als sie zu ihrer Bekämpfung auszogen, und riefen den besorgten Zurückbleibenden zu: Wir ziehen ja in's Land der Feigen! Ich wiederhole es, daß auch ich sie für eine depravirte

Nation erachte, aber über die Action der Zucchianer bin ich etwas andrer Meinung geworden, als ich ihre Waffen im Arsenal zu Venedig sah, und die Erklärung des Unterlieutenants hörte.

Klein und groß lagen sie durcheinander, wie sie ihnen im Augenblick der Noth in die Hände gefallen waren. Der größte Theil war altes verrostetes Geräth, wie es in den Winkeln unsrer Bodenkammern zu finden ist, und zerschlagne Vogelflinten, zerbrochne alte Haudegen und Messer erzählten mehr von einem verzweifelten Handgemenge, als voreiliger Flucht. Dieser Triumph im Arsenal sah eher darnach aus, als hätten sich die Leute mit leeren Händen geschlagen, und als sei mehr ihre Anzahl als Tapferkeit jämmerlich gewesen. Mit großer Unschuld zeigte man uns rohe, ungeschlachte Piken, welche in aller Eil zu Rimini gemacht worden waren, um das Volk zu bewehren, und fand nichts daran als soldatische Unkultur. Hinter diesen volkssouverainen Piken lag aber mehr, als ich in Italien erwartet hatte.

Zucchi ward bekanntlich auf dem Meere von einem Landsmanne gefangen, und der ungestüme Greis von 76 Jahren harrt jetzt auf der Festung seines Todes. Den Namen seines wackern Landsmanns hab' ich nicht aufgeschrieben.

Italien und Deutschland sind Genitivstaaten Europas, sie sind wie der Anfang eines Wortes, und ihre Revolutionen werden nur in Paris gemacht, vor den Tuilerien und in den Tuilerien. Ludwig Philipp war für die revolutionairen Parteien beider Länder eine größere Niederlage als die Treffen bei Forli und in den Straßen von Frankfurt.

Im Hafen von Venedig liegt eine österreichische

Fregatte, das Wachtschiff, der italienisch-österreichische Beobachter. Er spricht alle Tage nur ein Wort, des Abends um halb Neun lös't er einen donnernden Kanonenschuß, und der ganze Norden von Italien muß diese Sprache verstehen. So lange man darauf keine passende Antwort weiß, so lange wird die Ordnung von 1813 nicht gestört werden. —

Jott — sagte der Berliner, als wir auf dem Marcus ankamen — det war een lehrreicher Amüsementstag, aber och des Verjnigen wird eenem sauer. Was duh ich mit der Jeschichte! Es is wahr, de Jeschichte is nitzlich, det sehen wer an de Jeschichte von Friedrich dem Jroßen un an de Jeschichte von de Pompadours, wo die Damens den Kuchen rinner steckten — aber de Jeschichte bleibt doch immer bloß eene Jeschichte, was man so sajt, eene Wissenschaft, eene Idee — eene, nu ja, eene Idee; — sehn Se, für de Begebenheten un Ideen hier uf'm Marcus, jiebt mich, soll mir Jott strafen, keen vernünftiger Berliner etwas Warmes in'n Leib, und wenn ick daran denke, denn bin ick gleich wieder unjlücklich. Wahrhaftigen Jott, ich bin een ehrlicher Mann un een Patriot obendrin, aber des italienische Fressen ruinirt mir. Jotte, Jotte, nich eine Karbonade, eene unschuldige Karbonade können se machen ohne det jott-vergessene Bohmöhl, et grault mir im Magen, wenn ick man dran denke — und nun kompensiren Se, Herr Landsmann, wat duh ick mit der Jeschichte? —

Ich weiß selbst nicht, wie ich eigentlich das Zeug gehört hatte, denn die Dame mit dem schönen Nacken saß wieder vor mir. Heut trug sie ein grauseidnes Kleid, und ihr schönes Fleisch war sonntäglicher, menschenfreundlicher denn je. Der Berliner meinte, es

sei ein Vorurtheil, das Jesicht nicht anzusehn, und trat die dazu nöthige Bewegung an. Ich sprang auch hinzu, um seine Beschreibung zu vermeiden. Da kam der Archivarius hastig, und theilte uns mit, daß der Vapore heut Abend abgehe, der Wind habe sich gelegt, wir hätten die größte Eile.

Der Archivarius war sehr blaß in Venedig, er war auf süße Geschichtquellen gestoßen: in einer kleinen Straße hatte er eine ungebundene Livia, die jüngste Ausgabe des Livius gefunden, und Tag und Nacht hatte er studirt; davon war er so blaß. Er sagte, es sei jener Schatz aus Fez, welchen ein Doktor aus Leipzig schon Jahrelang suche, und diese Livia gleiche auf's Haar einem barbarischen Racegaule mit blitzenden Augen und verlangenden Nüstern, sie sei mehr werth als alle Philologie, selbst die Partikeln nicht ausgenommen, deren Studium des Mannes Energie erwecke. Kurz, der Archivarius war ganz besessen und umgetauscht, und er reis'te nur fort, weil ihn das Studium zu blaß machte, und weil er sonst nicht fortkäme. —

Jetzt trachtete ich lebhafteft, meine Dame mit dem schönen Nacken zu erblicken — da erhob sie sich und ging von dannen, ich wollte ihr nach, der Berliner Muthwillige umklammerte mich. „Herr Landsmann — rief er — keene Leidenschaft, det Dampfboot wartet nich, jeben Sie sich keene Blöße!"

Da verschwand sie im Getümmel, und sie hatte vielleicht das schönste Gesicht in der Welt! —

## 54.

# Adria.

Ich habe mich immer umgesehn in Venedig nach den Banditen, von denen die Leute so viel geschrieben haben, aber umsonst. Die Bildung zerstört all' solche interessante Klassen, die Bildung und die Polizei. Es ist in Ober-Italien auf das Strengste verboten, Waffen bei sich zu führen — es mag noch Bravo's in Venedig geben, aber sie haben keine Dolche mehr.

In der Merceria hab' ich einmal einen jungen Mann gesehn in ächt venetianischer Dolchwuth. So etwas hatte ich nicht für möglich gehalten, und ich sah jeden Augenblick aus jeder Tasche, aus jedem Finger zehn Dolche springen. Es war ein Zustand, dem ich selbst einen Ausweg wünschte, die Wuth hob den kleinen Mann vom Fußboden auf. Der Deutsche zürnt oft schnell und donnernd, aber der Italiener haßt plötzlich und lebensgefährlich.

Fast alle neueren Erfindungen der Kultur gehen dahin, die Individualität zu vernichten, nur die moderne deutsche Poesie der Prosaisten und hie und da auch die neue französische Schule sucht sie zu retten: sie kokettirt, um durchzudringen, mit der Dreistigkeit des Individuums. In Italien kann sie ihre Studien machen. Es ist der liebenswürdigste Zug der Italiener, daß sie jede Persönlichkeit gewähren lassen — der gewöhnlichste Bursch in Italien ist ein Selbst, und auf der Riva der Slavonier in Venedig findet man heut noch die trefflichsten Shakespear'schen Gestalten. — Der Schiffer, welcher uns zum Dampfboote fuhr, besaß eine sehr fatale Individualität: er spielte mit uns das tollste Hazardspiel. Es war der äußerste Termin, die letzte Viertelstunde, um aufgenommen zu werden am Vapore. Das wußte der Gondolier vortrefflich, und mitten im Bassin legte er das Ruder hin, und erklärte, nicht weiter zu fahren, falls ihm nicht das besprochene Fährlohn doppelt ausgezahlt würde. Zugestanden. Nach einer Minute verlangte er das Dreifache, nach zwei Minuten das Vierfache. Wir konnten nichts thun, als ihn in's Meer werfen, und dann kamen wir zu spät. Er verzog keine Miene dazu, als ich über das Gondelhäuschen klettern und die Exekution beginnen wollte. Es war ein schwarzer Abend, die Lichter schimmerten unheimlich von der Piazetta und der Riva der Slavonier herüber und glitzerten gespenstisch hie und da über das Wasser in's Banditenantlitz des Gondoliers. Die Machtlosigkeit gegen jene Willkühr der Marcusherrn war mir nie so schmerzhaft eingedrungen, als in diesem Augenblicke, wo solch' ein schuftiger Fährmann Fangball mit uns spielte.

Wir versprachen ihm Alles, und als die Gondel im letzten Momente der noch erlaubten Frist an den Vapore anlegte, und der Schuft nicht mehr entrinnen konnte, da gab ich ihm den von Haus aus bedungenen Lohn und zog ihm für das Uebrige einen Hieb über den Buckel. Und er? — er lachte und bettelte um eine Kleinigkeit, und fuhr singend von dannen. So wunderlich sind diese Käuze.

Das Dampfboot war sehr voll und wir fanden mit Mühe auf einigen Tauen ein Plätzchen. Es begann das Räderwerk seinen Lärm unten am Bauche des Schiffs, wo die Schaufeln vom Dampfe gedrängt schlürfend in die Wellen greifen, und immer weiter zurück flog das nächtlich flimmernde Venedig, was des Nachts aussieht, wie eine fabelhafte Lufterscheinung mit hin und her fliegenden Sternen. Das Meer ist noch weit hinaus ruhig, und wirft nur die kleinen Hafenwellen, so groß ist der Einfluß der Murazzi. Diese Murazzi sind die kolossalste Erscheinung Venedigs, riesenhafte Steindämme, welche tief in's Meer hinein errichtet sind. Sie sollen schon zu Zeiten der Römer begonnen sein, und schützen die Stadt vor dem Eindringen des Meeres, sie sind die Garantie Venezias.

Plötzlich flog der Vapore hinab, hinauf — die Murazzis sind zu Ende, hieß es auf dem Schiffe, die eigentliche Meeresfahrt begann mit allen ihren tragikomischen Zuständen. Ich war zum ersten Male auf dem hohen Meere, wo bei friedlichster Ruhe die Wogen fortwährend geschäftig auf- und niederrollen, jene stille Schwermuth des Magens, jene lebensmörderische Sehnsucht der Seekrankheit kam denn auch alsbald über mich, indessen hatten die Meeresgötter

ein Einsehn, da sie meine Bereitwilligkeit erkannten. Ich habe nie eine Tapferkeit so bewundert, als in jener Nacht die Tapferkeit der Seehelden — man erzählt, daß Nelson immer seekrank gewesen sei. Der Mann muß eine geistige Kourage besessen haben ohne Gleichen, denn es giebt keinen ähnlichen, eben so niederschlagenden, entmuthigenden Zustand des Körpers als den der Seekrankheit. Ich weiß nicht, welche Organe in mir die Fähigkeit behalten hatten zu lachen, aber ich weiß, gelacht wurde in mir beim Anblick der Gesellschaft auf dem Verdeck und in der Kajüte. So müßten sich die Alten den Orkus und den Zustand der Verdammten gedacht haben, wenn sie Humor besessen hätten. — Die entschieden Unglücklichen, zu denen ich gleich von vornherein gehörte, sind allerdings nicht komisch, aber jene Menge, die wie Tantalus zwischen Furcht und Hoffnung qualvoll schwebt. So saßen meine alten Reisegefährten, der Archivarius und Starost wie gequälte Schlachtopfer auf den Tauen, mit zusammengekrümmten Leibern, schmerzhaft dubiösen Gesichtern, gefalteten Händen, mitten in jenem entsetzlichen juste milieu der Seekrankheit. — Die Matrosen spannten die Segel auf und eine Stange riß dem Staroften die Mütze vom Haupte in's schäumende Meer, der Unglückliche sprang in die Höhe, wollte ihr nach, spottend murmelte das Meer in seiner Finsterniß und der Nachtwind flog drohend über des Beraubten Haupt.

Wenn ich nur gewußt hätte, wer vorn im äußersten Winkel des Schiffes leiden mochte; unter einer breiten Decke bewegte sich's krampfhaft hin und her, und ein alter Matrose stand immer so theilnehmend dabei, und brachte Mancherlei herzu, und sah unter

die Decke, und war gar nicht Matrose. — Diese bewegliche Decke hatte etwas Rührendes für mich. Bei all' dem Jammer rings um mich her war ich neugierig. Ich stolperte indessen in die Kajüte hinab und legte mich auf den Boden, da alle Bänke von Leidenden in Beschlag genommen waren. Solch' eine Kajüte ist ein kleines Cholerahospital, die Spucknäpfe gehen herum wie Tabaksdosen. Ein volles, schön gebildetes Weib wälzte sich neben mir am Boden, sie litt unaussprechlich, hatte sich in der Angst des Herzens die Haare und den Busen aufgerissen, und streckte die Hände flehend nach mir aus, als könnt' ich ihr helfen. Ich hatte selbst alle mögliche Charakterstärke nöthig, um nicht in die schlechten Manieren meiner Umgebung verwickelt zu werden. Das horizontale Liegen am Boden unterstützt hierbei den Umstand auf's Beste.

Es war eine recht schlechte Situation. Das sollte nun jenes gepries'ne Meer sei: der Himmel, in den ich sah, war eine hölzerne Kajütendecke, das Unendliche um mich war jenes Krachen der Leiber mit dem fatalen revolutionairen Tone, meine poetischen Gefühle glichen jenen unvergeßlichen Empfindungen meiner Kindheit, wenn mir zu besserer Leibesöffnung Sennesblätter eingeflößt worden waren. Ich erinnere mich nur, daß die Namen „Täuschung — Kiekebusch — Schweinigel — Schöpfung in mir herumwirthschafteten, daß die Räder unter mir im Meere brauf'ten, und daß ich endlich wieder aufwachte. Die Lampen brannten düster in der Kajüte, die kleine Treppe herab kroch ein grauer Tagesschein, Alles schlief ringsum mit jenen leichenartigen, schmutzigen Gesichtern, und der ganze Raum hatte auch das Ansehn jener wüsten

Studentenstuben, wo man die Nacht vorher glücklich gewesen ist. Die Leute mit fünf Sinnen nennen es wenigstens so. Solche Räume sind mir Kirchhöfe der menschlichen Schönheit — ich raffte mich auf; das arme, schöne Weib lag noch neben mir, ihre aufgelös'ten Haare waren auf meine Hand gefallen, ihre Augen und Lippen zuckten noch, als könne sie auch der Schlaf nicht schützen.

Oben auf dem Verdeck war's noch mäuschenstill, selbst die Matrosen kauerten in den Winkeln, und schoben nur ein Augenlied in die Höhe bei meinem Geräusch. Der Wind lag tief in den Segeln, der frische, kalte Morgenwind, und fern an den grauen Himmelsrändern kletterte unsicher die Dämmerung über das Meer herauf. Zusammengerollt wie Mantelsäcke lagen der Starost und der Archivarius neben den Tauen, ein buntes Tuch ersetzte jenem die verlorne Mütze, der Berliner bildete den Hintergrund der Gruppe — es flog ein Wüstenbild durch meinen Sinn: die Araber schlafen an das Kameel sich lehnend auf dem Wege von Damaskus nach Aleppo. — —

Ich lehnte mich an den Mast, der Tag klomm immer höher, zum ersten Male trank mein Auge rings Meer, nichts als Meer, wornach es so lange gedürstet hatte von Jugend auf. So wie die Ewigkeit, ein Ding ohne Anfang und Ende, konnt' ich immer das Meer nicht für möglich halten. Und beide sind da, ich weiß es, aber ich denke nicht gern darüber nach, weil man dabei verrückt werden kann; ach wir kleinen komischen Menschen, — es ist der ächte Humor Gottes, daß er uns so große Leidenschaften gegeben hat.

Mein Magen war damals noch zu sentimental, als daß ich mich hätte auf absonderliche Meeresge-

danken einlassen können, obwohl ich mich sehr darauf gefreut hatte. Das fühlt' ich aber: es ist wunderbar schön auf dem Meere, und wenn Einem nicht eben übel wird, so sind die Heldenthaten natürlich, die Schwingungen des Herzens sind auf der See viel weiter, weiter, gewaltiger. Alle Landpoesie ist putzig neben den Meeresgedanken.

Welch' ein Stolz gleitet auf den häuserbreiten Wellen einher, und das Wasser der Adria ist wirklich blau, rein=blau, zauberhaft blau wie strotzender blauer Taffet, aus welchem die Brautkleider geschnitten werden. — O, du geheimnißvolle blaue Adria, du Römersee, wie großartig fluthetest du mir den Abschied Italiens, wie ganz gehörst du zu Italien! Auf dir ist Cäsar geschwommen und Diocletian und Lord Byron!

Bald nach der Morgensonne stiegen die illyrischen Küsten aus dem Meere. Es war ein purpurgoldner Morgen, die Poesie flog an dem fernen steilen Gestade mit leuchtenden Kleidern hin und her.

Ade, Italien, ich werde wiederkommen, du dunkles, schönes Weib, um deine nackte Brust zu küssen, und nur Hispania werd' ich mehr lieben.

Es ist so viel Einzelnes und so wenig Ganzes über das Land geschrieben worden. Ich hoffe sehr auf den Professor Witte. Er kennt vielleicht die Literatur des Landes am Genauesten, er hat sich im Wesen, Charakter und in der Sprache jener singenden Römer lange und aufmerksam herumbewegt, er hat mir im Angesichte des von Gott und aller Schönheit verlassenen Städtchens Schkeuditz, versprochen, seine Studien und Skizzen zu verarbeiten und herauszugeben. Nur möge er sie diktiren, denn er gehört

zu den interessant sprechenden Schriftstellern, die uninteressant schreiben. —

An einer Bergesbucht lief Triest in die Höhe, pfeilschnell schoß der Vapore darauf los. Es war ein heißer Morgen als wir landeten, ich ließ meinen alten Matrosen nicht aus den Augen, er hatte fortwährend Kaffee unter jene geheimnißvolle Decke prakfizirt, jetzt erst hob er sie — ein garstiges altes Weib kam zum Vorschein, deren schwarze Haare wüst über das braune Antlitz hingen. Erschreckt sprang ich an's Ufer — Triest, das war ein schlimmes Omen.

## 55.

# Triest.

---

In Triest hab' ich eigentlich nichts gesehn als Steine, Geld, noch einmal Steine, Geld und Kaufleute und Wassermelonen. Das sind meine herben Erinnerungen aus dieser Stadt, der prosaischen Ueberwinderin Venedigs. Diese beiden Städte repräsentiren unsre heutigen Lebensverhältnisse: dort drüben steht der stolze Nobile mit einem magernden vornehmen Gesichte, sein Rock ist nach der vorletzten Mode, und die Farbe verschießt, hier aber neben uns steht der übermüthige Kaufmann mit dem fetter und fetter anschwellenden Gesichte, seine modernen, feinen Tuchkleider dehnen sich aus, seine Uhrgehänge quellen strotzend über den Unterleib hervor. Venedig ist die magre ägyptische Zeit, Triest die fette. Umsonst ist jenes endlich auch zum Freihafen gemacht worden, es war zu spät; die junge vom Berge herabrollende stei-

nerne Stadt hat Besitz genommen von der Adria, die Levante steigt jetzt in Triest ans Land, man verhöhnt den venetianischen Hafen neben dem weiten, tiefen Triestiner.

Es werden nicht zehn Jahre in's Land gegangen sein, und wir werden uns nach den alten Ungezogenheiten des Geburtsadels sehnen, wir werden nach den vergessenen adeligen Lächerlichkeiten schmachten. Sie affektirten doch ein höheres Kriterium, sie kokettirten doch mit Poesie und nobler Gesinnung, es war doch eine Art Anstand in der Maskerade. Die Industrie überfluthet Alles, und in Kurzem muß jeder Mensch eine Art von Kaufmann sein. Es konkurrirt Alles nach den Regeln der Addition. Wer einen Louisd'or mehr hat, ist einen Louisd'or mehr werth. Das Geld siegt vollständig — wir müssen mit allen Händen arbeiten, irgend noch ein edles Gefühl in Kours zu erhalten.

Das ist mir Alles mit der steinernen Stadt Triest auf's Herz gefallen — ich hätte zwar noch einige andre grüne Erinnerungen aus einem stolzen glatten Hause am Hafen, ich muß mich aber erst besinnen, ob ich Alles verrathen darf. Ich kam aus dem Meere, salzgestärkt und erfrischt wie ein Seeprinz, da bewegte sich oben im zweiten Stock jene lichtgrüne Jalousie, und es flogen griechische Locken und Augen herunter — — ich werde mich besinnen.

Es giebt viel griechisches und türkisches Wesen in Triest, und das Volk redet ein so korruptes Patois, daß Einem türkisch zu Muthe wird. Zwischen italienischen Brocken wälzen sich stockfremde Sprachfiguren einher, die Gott weiß in welcher asiatischen Wüste groß geworden sind. Die ganze Stadt ist mir wie

ein Jahrmarkt erschienen an der Grenze eines fremden Welttheils. Die Geschäfte werden aber alle in Gold gemacht, und die pauvren Illyrier, welche die wohlfeilen Wassermelonen ausschreien, erinnern an das Treiben bei einer Farobank, wo Einer nach verlornen Goldstücken ein Glas Zuckerwasser kommandirt. Alle Häuser sind von kaltem, zweifellosem Stein, alle Straßen sind mit solchen Quadern gepflastert, es sieht Alles so trocken, aufgeräumt kaufmännisch aus, als wäre die ganze Stadt ein Waarenspeicher, und die Straßenräume seien nur eben zufällig leer. Eine tödtlich solide Kaufmannsstadt, ich habe nicht eine einzige Blume gesehn.

Ich ging in stiller Mittagshitze die langen weißen Straßen hinauf nach der Post — an jeder Ecke fühlt' ich nach meinem Geldbeutel, denn Triest sieht ganz so aus, als müßte man gleich Galeerensklave werden, wenn man seinen Geldbeutel verliert. Man spricht nicht, man zahlt bloß.

Die alte Stadt mit einem illyrischen Bettelgesicht, kriecht höher nach dem Berge hinauf um das Kastell her, ignorirt von den neuen steinernen Fremdlingen. Hier kauert auf einem Kirchhofe das Denkmal Winkelmanns, der in Triest gestorben ist. Bis 1833 hat man herumbetteln müssen in Deutschland, eh' es zu Stand gekommen — Triest mit seinen reichen deutschen Kaufleuten, Deutschland mit seinen reichen Verehrern von Literatur und schöner Kunst verläugnen sich nirgends. Schon Seume hat für dies Denkmal gesammelt. —

Das jetzige Triest ist das Werk des Kaisers Caroli VI. Auf der Piazza della Borsa steht sein Bild. Es hat mich erquickt, weil es das einzige

Zeichen ist, daß dieser kalte Reichthum doch nicht völlig isolirt sei von aller menschlichen Geschichte. Stolz lächelt daneben die weiße Borsa, natürlich das beste Gebäude der Stadt, nach dem kleinen Kaiser hin.

Ich fühlte mich so dürr und ausgetrocknet in diesem lautlosen Reichthume, ich brauchte jenen guten alten Gott, welcher die grünen Wälder und schwatzhaften Flüsse geschaffen hat, und nirgends, nirgends war er zu sehen. In solch' einer Handelsstadt müßte man von vornherein ein Spitzbube werden, um die Prosa auszubeuten, und etwas unberechenbare Poesie zu erzeugen. Ich ging nicht, ich stürzte hinaus nach dem Meere, und in den weichen Armen der Adria fühlt' ich erst wieder, daß ich noch in derselben alten Schöpfung Gottes sei, wo es Gefühle und Freuden giebt.

Als ich zurückkam, und an den hohen, stolzen Hafenhäusern vorüber ging, da bewegte sich eben jene grüne Jalousie, und toll gemacht durch das Unromantische des Orts trat ich keck in's Haus und stieg dreist zwei Treppen hinauf. Es war Alles still und glänzend; nur die letzte Thür am Saalfenster schien mir ein Wenig geöffnet und ich glaubte ganz, ganz leises Gesumme eines Liedchens zu hören.

Aber ich habe wirklich nichts zu erzählen, denn da ein griechisches Mädchen nicht zu verstehen ist, wenn man nicht neugriechisch versteht, so wird Alles pantomimisch abgemacht. Man versucht's mit einigen Erinnerungen aus dem Anakreon, aber da giebt's ein immerwährendes Kopfschütteln und wunderliches Lächeln. Es läßt sich nichts Besseres thun, als dem Mädchen den Kopf still und den Mund verschlossen zu halten. Meine griechischen Erinnerungen waren

ohnedies lauter kriegerische aus dem Thukydides und Homer, wir waren aber Beide viel mehr zum Frieden geneigt und umgingen die Präliminarien.

Ein griechisches Mädchen hat große Kelchaugen, aus denen cyprischer Wein strahlt. Die feinen Bogen der Augenbrauen, die Schläfe, die schöne Nase wie aus Blumenblättern gebaut, und der schmale verschwiegene Mund sind heut noch so schön als damals, wie Alkibiades die leichten Athenienserinnen in seine Brust hineindrückte. Etwas milder mag ihre jetzige Schönheit sein, aber ein barbarischer Ungestüm erhöht die Kräfte, spannt die Muskeln straffer.

Ich wollte das Alles mit einem Türken besprechen, der etwas später neben mir auf der Bank lag vor unserm Wirthshause, aber wir verstanden einander nicht und er sprach auch kein Wort. Vor unserm Gasthofe am Hafen war ein bretternes Zelt aufgeschlagen, der Abend fiel auf's Meer und auf die Berge, welche sich hoch über Triest thürmen, und hinter denen die Wege nach der Türkei, zu den Kroaten, den Ungarn und nach Wien führen, die Berge liefen dunkelblau mit rothen Rändern rings um die Hafenaussicht weiter nach dem Friaul hin, es war wie eine Theaterverwandlung Triests; und wir beide lagen einander gegenüber und schmauchten unsere Pfeifen, und bliesen den blauen Rauch so lang und so behaglich als möglich. Ich sah den Mann in seiner türkischen Tracht zuweilen an, er schenkte mir keinen Blick. Ich glaube, jene Völker haben für dieses asiatische Vegetiren gar kein Wort: ein sichres Zeichen, daß ihnen die Sache so natürlich ist wie das Athmen. Wahrlich, nur dort unten, wo die Sonne scheint, kann die Klassicität gedeihen, die Kunst der Ruhe,

wir jache, haſtige, fahrige Weſen mögen froh ſein, daß wir uns ſolch' eine Art von Romantik erfunden haben.

Wenn ich nur gewußt hätte, ob ſich der Albaneſe was dächte, ſein Augapfel regte ſich nicht. Und doch iſt das Volk im Grunde immer klüger als wir; wir machen nur ſo viel Weſen und haben einen großen Apparat.

Ich konnt's nicht erfahren; man rief mich ab; umſonſt ſagt ich „Leben Sie wohl Herr Türke," umſonſt „Ich empfehle mich Ihnen," umſonſt winkte ich ihm Ade mit der Hand, ſein Augapfel regte ſich nicht, und der blaue Rauch ſtieg ununterbrochen auf aus ſeinem Munde.

Das Chriſtenthum paßt wirklich nicht für das Volk; es iſt eine zu delikate, höfliche Religion und verbietet genau genommen auch das Tabakrauchen als einen ſträflichen Sinnenkitzel. Es iſt eine Religion für den Norden, wo man auf der Erde blutwenig Vergnügen hat, und ſich mit der Idee entſchädigt. —

Es war tiefſinſtrer Abend, als ich im Eilwagen am ſteilen Gebirge hinauffuhr, woran Trieſt ſich lehnt. Ich war nicht mehr begleitet vom Staroſt und Archivarius, erſt in Wien wollten wir uns wieder treffen, es ſaßen drei Menſchen mit mir im Wagen, von denen ich keinen Begriff hatte, und ich hatte noch keinen Zipfel von ihnen geſehn, und ſie regten ſich auch nicht.

Der Wagen fuhr langſam, weil es ſteil aufwärts ging, und ich legte mich bequem in's Thürfenſter, um in friſcher Abendluft zu träumen von den wunderlichen Dingen auf dieſer Erde, wie ich wiederum über ein Gebirg führe, um das Glück dahinter zu

suchen, nach welchem ich ausgefahren von Jäschkowitz im Lande Schlesien. Ach, es waren auch noch immer nicht die Pyrenäen, es waren unbekannte illyrische Berge, und man hatte mir sogar erzählt, zwischen diesen Gebirgen bis Laybach hinunter wimmle es von illyrischen Räubern. Sie saßen am Ende schon bei mir im Wagen und ließen mir nur noch ein Wenig Muße zum Schwärmen in der schönen Nachtluft. Gott weiß, was sie für eine Sprache redeten, und auf welche Weise man ihnen einige menschliche Vorstellungen machen könnte.

Es war so heilig räuberisch still auf der hohen illyrischen Gebirgsstraße, ich war wirklich todeseinsam, und dachte an meine Mutter, die immer fürchtete, es würde was Besondres aus mir werden. Wenn man mich hier todtschlug und in eine Schlucht warf, so erfuhr sie nie, was aus mir geworden sei, und das beunruhigte mich — da öffnete sich ein wunderbares Schauspiel meinen Blicken: Weit, weit unten in der schwarzen Nacht sprangen tausend Lichter in die Höhe, und plötzlich erschien ein dichter kompakter Feuerschein, als thue sich die Geisterwelt da unten auf. Neugierig kam auch der Mond dazu, und da sah ich's auf einmal, da erkannt ich's an seinen im blassen Licht zitternden Wellenspitzen, das dunkle in der Nacht ruhende adriatische Meer. Es ist eine alte Sage von den Liebschaften des Mondes mit den Meereswellen; sie mochten nicht glauben, daß ihnen da hoch oben Jemand zusehen könnte, ich hab' sie belauscht und weiß Dinge zu erzählen, Dinge, die manchem stillen, meerestiefen Mädchen den Schlaf stören könnten.

„Schaun's, do is Triest noch 'mol, und Leichtthurm und die ganze G'schicht," rief mein Vis à vis.

Dadurch erfuhr ich zugleich, daß ich ruhig schlafen könnte, denn einen Spitzbuben mit österreichischem Dialekte weiß ich mir nicht zu denken. Ich erfuhr auch noch mehr von Triest: da unten, wo einsame Lichter brannten, seitwärts von der Stadt, wohnte jetzt noch ein Weib von jenem berühmten Geschlechte der Pelopiden aus Corsika, eine Schwester des seligen Kaisers Napoleon, jene Carolina, die Gemahlin Murats, des berühmten Reitergenerals, welcher auch König von Neapel war. Es ist bekannt genug, daß jener romantische Reiter, dessen Straußfedern wir bei Dresden und Leipzig gesehen haben, einen unhistorischen Tod fand: er ward privatim erschossen. Seine Frau, des Kaisers Schwester, stützte sich auf Oesterreich, und lebte zuerst in der Nähe von Wien. Das ward aber nicht lange geduldet und sie mußte nach Venedig gehn. Und auch von hier vertrieb man sie wieder; jetzt besitzt sie die Villa Marzo in der Nähe von Triest, man nennt sie in ihren Zirkeln majesté, man spricht mit ihr von ihrem Bruder — auf der illyrischen Küste klingen die Dinge fabelhaft wie ein Shakespear'sches Lustspiel — eine Schwester Napoleons! Das ist doch wirklich was Besonderes, der beste Adel in Europa, da 's eine Schwester ist. Denn Napoleons Bruder zu sein ist unbequem — —

Da war ich nun tief in Gedanken über das Unglück dieser Pelopiden; das Haus des Tantalus ist verwüstet bis auf den Letzten: der Kaiser stirbt jenseits des Aequators an einer langweiligen Krankheit, an der schon sein Vater gestorben ist, sein schöner schlanker Sohn mit der schmalen lotharingischen Brust des Hauses Oesterreich stirbt unnapoleonisch an der Schwindsucht, seine Brüder sterben an der Vergessen-

heit, seine Schwestern sterben an dem kleinen, einsamen Privatleben, sein Weib gebiert Kind auf Kind, nachdem sie einen Napoleon geboren, sein Schwager Murat, den nie eine Kugel traf, fällt unter ordinairen Delinquentenkugeln, und seine alte Mutter mit dem gespenstischen Namen Lätitia kann nicht sterben, sie sitzt zusammengekauert da wie Hecuba im verbrannten Pallaste von Ilium. —

— Die Lichter wurden immer kleiner, der Leuchtthurm mit dem Meere verschwand, es verschwand auch Triest. Es war mir mit dieser Stadt wie mit einer Theaterdekoration gegangen: in der Nähe hatten mich die plumpen groben Striche angewidert, und in der Entfernung war mir der Reiz gekommen. Handelsstädte und große Gelehrte muß man nur aus der Ferne ansehn, in der Nähe stören der Schmutz und die Tintenflecke.

Carolina lebt jetzt in Florenz.

## 56.

# Laybach und Grätz.

Der Mond hatte mich bei seinem flüchtigen Vorübergehn belehrt, daß eine Dame neben mir säße, übrigens regnete es sanft, es war eine charmante Spitzbubennacht. Die Anwesenheit der Dame tröstete mich aber in etwas, ich rechnete doch auf einige Courtoisie der illyrischen Spitzbuben. Auf den Stationen hörte ich einzelne galgenfremde Redensarten, ich hoffte, mich des andern Tages in meinem Reisebuche zu unterrichten, in welcher Sprache die Leute hier fluchten.

Die berühmten Höhlen am Adelsberg liegen nicht weit vom Wege ab zwischen Triest und Laybach. Es giebt aber viele absonderliche Naturmerkwürdigkeiten, die ich nur in der Geographie und Naturgeschichte angestellt wissen will: dahin gehören die kuriosen Höhlen, die pontinischen Sümpfe, die Mißgeburten, die

Redaktion der Abendzeitung, die ordentlichen Profes=soren der Philosophie, und die Rattengeschlechter mit all' ihren Verwandtschaften. Ich war froh, daß ich nicht in jene Höhlen kriechen konnte, wußt' ich doch nun wenigstens genau, wo sie liegen. Des Nachts ist's in jener Gegend finster, der Kondukteur unter=sucht dort seine Pistolen, und die Sprache der Leute, welche Einem etwa begegnen, versteht — wie schon gesagt — kein Mensch von klassischer Schulbildung — ein gebildeter Reisender wird sich nach diesen No=tizen leicht zurecht finden. Der Professor Gerlach zu Halle sagte immer in seinen Vorlesungen über Logik: Meine Herrn, die Logik läßt sich nicht lehren. Das war offenherzig, wir schrieben's auf, und es war gut.

Am andern Mittage waren wir in Laybach. Die=ser Ort ist bekanntlich berühmt durch seinen Kongreß und seine großen Krebse. Ich wollte mich dort auch barbieren lassen, und suchte eine Barbierstube. Zwei Raseurs hatten einen armen Bauer unter dem Mes=ser, dessen passiven Heldenmuth ich lebhaft bewundert habe. Er war eingeseift bis an die Wimpern, und man rasirte ihn, daß das Wasser aus seinen Augen drang, und nur einigemale fiel er den Künstlern in die Klingen, um einmal auszuspucken und aufathmen zu können, dazu sprachen die beiden Akteurs ein kau=derwelsches Illyrisch, ein diplomatisches Rothwelsch — die Aktion sah mir so bedenklich aus, daß ich flugs umkehrte. Besser ein langer Bart und ein gut Ge=wissen — —

Die Menschen und die Gegend passen nicht recht zu einander; diese ist ziemlich gewöhnlich: ein Paar Waldberge sind da, ein Flüßchen, das nöthige Grün und was etwa sonst zur einfachen Hausmannskost einer

deutschen Gegend gehört, und jene, die Bewohner, sehen wie halbe Türken aus, oder wie Ungläubige, um mich besser auszudrücken. Dieses Aussehn hatten sie aber gewiß schon vor dem Kongreß. Die Weiber tragen nämlich einen großen Türkenbund aus Handtüchern um den Kopf, und wenn ich im Oesterreichischen von Menschen spreche, so meine ich immer nur die Weiber, die Männer sind Oesterreicher. Aber das Frauenzimmer, was man in der Wissenschaft so nennt, das Frauenzimmer erhält eigentlich das östliche Kaiserthum; die Frauen sind immer konservativ.

Wenn man vom Süden nach Oesterreich kommt, da scheint es Einem, als sei recht viel Türkisches in diesem Lande. Die Abstufung vom Türkischen zum Albanesischen, von da zum Istrischen, Illyrischen, Steirischen, Wienerischen ist ganz niedlich und kommt einem Norddeutschen manchmal ganz unbedeutend vor. Es sind nämlich nur kleine Modifikationen jenes bequemen Materialismus, der aus den Zelten der Osmanlis stammt und zu Wien auf den Kaffeehäusern wiederzufinden ist. Die christliche Stadt Wien hat viel Muhamedanismus im Kaffeetrinken, Tabakrauchen und sonstigen islamitischen Vergnügungen und St. Stephan ist im Punkt der Liebe ein erfahrnerer Heiliger als die Sophienmoschee zu Stambul. Ich denke das später in Fabeln und Beispielen nach Fürchtegott Gellerts Manier darzuthun. Seine frivole „schwedische Gräfin" werde ich freilich nicht erreichen. —

Schwer ist es, den Mann in Deutschland zu finden, welcher mit eben jenem unsäglichen Behagen wie der Wiener sich vor dem Kaffeehause niederläßt, er streckt die Beine von sich, die Augen gehen langsam auf in stiller Wohligkeit, die Nasenflügel bewegen sich

träg lächelnd in tiefdringender gesunder Naturkraft — dieses wollüstige vegetative Wesen versteht man erst, wenn man aus dem Süden heraufkommt.

Zwei solche Wienerische Wesen saßen mit mir im Postwagen, es war ein Männlein und ein Fräulein, wie Moses ungalant sagt. Das Männlein war ein reicher Bäckermeister aus Wien, jung von Jahren, glatt und schön von Antlitz, gesund wie ein Krebs. Er saß den ganzen Tag still und rauchte so lange bis er was zu essen hatte, und aß so lange bis er wieder rauchte. Dieser Mann strotzte von Wohlbefinden, und war viel zu schwer für eine Eilpost. Seine Schwester war eine komplette Schönheit, wie man sie auf vielen berühmten Heiligenbildern sieht — nicht die kleinste Störung fand sich an der ganzen Person, Alles war schön und regelmäßig und ohne Leidenschaft. Man konnte darauf schwören, es sei eine aufgenudelte Heilige, welche den Mund bloß zum Essen und Beten, und die großen himmelblauen Augen nur zum Schlafen hatte. Sie war ein Typus jener langweiligen Heiligenbilder, die nur zum Ansehn auf der Welt sind, und nur zu Bildsäulen und Ehefrauen taugen, nicht aber zu Gemälden.

So groß ist aber die Macht der bloßen Formenschöne, daß ich dies leblose Mädchen siebenzig Meilen lang immer mit Vergnügen angesehen habe. Sie sprach nur zuweilen, wenn sie gefragt wurde, Ja oder Nein, ihr Bruder sagte auf der Tour von Triest nach Wien nur dreimal: „'s regnet holt wieder", einige Befehle in den Wirthshäusern abgerechnet, die er den Kellnern gab. Der dritte Begleiter, ein alter Gouverneur irgend einer Dalmazischen Festung, unterhielt sich immer des Vormittags eine Stunde mit mir,

während der übrigen Zeit schlief er. Täglich behauptete er des Morgens, eine sehr große Aehnlichkeit mit Napoleon zu haben, „sehr eine fotole Aehnlichkeit," pflegte er zu sagen. Man habe ihn schon einmal deshalb absetzen wollen. Die Aehnlichkeit bestand darin, daß er nicht groß war, schlecht Schach spielte, und seit vierzig Jahren an einem unersättlichen Magenkrebse litt. Eigentlich war er ein sehr gebildeter Mann, er hatte sich nur mit ganz andern Dingen beschäftigt, als die gewöhnlichen Leute von Bildung. So erkundigte er sich bei mir, ob ich ihm nicht Aufschluß über den „Harz" geben könne, und was man sich eigentlich darunter zu denken habe. Ursprünglich hielt er ihn für einen großen Berg in Kurland, wußte aber nicht gewiß, ob er noch existire. Seine zweite Erkundigung ging nach dem Herrn Marquis von Lafayette; von diesem Herrn Marquis habe er sprechen hören, so lange er lebe, und er habe nie etwas „G'wisses über ihn zu seiner Wissenschoft mochen können." — „Es muß sehr ein sonderborer Mensch sein."

Aber er hatte viele hundert Male bei der Frau Generalin Neiperg gespeis't, die einst die Gattin Napoleons war, und den König von Rom geboren hat, und viel tausend Male beim Kaiser Franz, die fatale Aehnlichkeit mit Napoleon war ihm nur immer im Wege gewesen. Den Napoleon nannte er immer einen unruhigen Mann, den jetzigen Gemahl der Marie Luise aber stets einen „feinen Cavalier."

Neiperg soll wirklich ein sehr liebenswürdiger Mann sein, obwohl er kränklich und, wenn ich mich recht erinnere, lahm oder gelähmt ist.

Ich werde mich immer eines Abends in Cilli

erinnern, weil er diese Gegend auf's Beste charakterisirt. Wir saßen beim Nachtessen in einem reinlichen, behaglichen Wirthshause, einige Notabilitäten der Stadt reihten sich um den Gouverneur, und hofirten ihm auf das Unterthänigste, das Gespräch kam auf Karl X. und die Berry, welche sich in Steyermark niederlassen würden, und die ganze Gesellschaft zerbrach sich den Kopf darüber, warum der König von Frankreich sich so lange außer Landes aufhalte, ja sich gar außer Landes niederlassen wolle. Pause. Eine Gerichtsperson aus Cilli würde sich erlauben, es Unrecht zu finden, wenn man so etwas über hohe Personen sagen dürfte: es sei eigentlich richtiger, wenn der König in seinem Lande bliebe. Da erhebt sich unten am Ende der Tafel ein kleiner Cillicier, und murmelte ziemlich unverständlich, daß er dieser Sache schon lange nachspüre, und es müßte da irgend was vorgefallen sein. Der König von Frankreich hätte Unannehmlichkeiten gehabt, und da sei er verdrießlich geworden, und eine Zeitlang außer Landes gegangen, die Regierung hätte unterdessen ein Verwandter übernommen —

Diese Meinung wurde aber mit allgemeinem Unwillen verworfen, und der Redner wurde einer naseweisen Zeitungsleserei beschuldigt. Der Gouverneur sagte: „solche G'schichten gehn uns nix an," der Bäckermeister trat in's Zimmer, und sprach: „'s regnet holt wieder."

Wir brachen auf. Die Cillicier wünschten dem alten Gouverneur alles mögliche Glück zu seiner großen Karriere, und empfahlen sich ihm namentlich, einer nach dem andern, der Gouverneur aber sprach: „Schon recht, schon recht, wann ie nur nich die unong'nehme Aehnlichkeit hätt'." — —

— Durch das Saar- und Muhrthal in Steyermark ging's immer weiter und weiter. Ich las, die schöne Heilige schwieg, der Bäckermeister rauchte, der Gouverneur schlief. Man spricht sehr viel vom schönen Steyermark: es ist an der Straße eine gewöhnliche halb gebirgige Gegend, die ewige Wiederholung einer halb reifen Natur. Aber es gedeiht hier ein schöner Menschenschlag, namentlich in Grätz. Dort im Theater hab' ich jene Claurenschen Mädchen gefunden, welche mit all' den kleinen materiellen Schönheiten mit Grübchen und Rosen und allem sonstigen Detail versehen sind. Und Grätz ist wirklich der Ort, wo man das Vergißmeinnicht noch einmal lesen könnte, die Romantik ist noch in arger plumper Kindheit, und die Mädchen sind kurios verführerisch.

Auch ist ein altes Schloß da, worauf sich die Leute sehr viel zu Gute thun; es sieht so ignobel aus wie armer Leute Bettelwohnung, aber man hat eine gerühmte Aussicht über die Stadt und die kleinen Thäler in der Nähe. Mir war es viel wichtiger, daß der Weg hinauf bei sehr hübschen Häusern vorüberführt, das heißt bei Häusern, in welchen sehr hübsche Mädchen waren. Diese Mädchen hatten jenes Kolorit der Schönheit, das der Gegend fehlt. Es genügen Einem wenig deutsche Gegenden, wenn man aus Italien kommt, weil sie alle keine Farbe haben — grau, matt, blaß ist Alles, und das Auge ist noch verwöhnt von jenen tiefen, ernsthaften Färbungen, auf welchen sich alle Formen so entschlossen erheben. Die Schönheit der gerühmten Grätzer Gegend ist mir so ordinair und ärmlich vorgekommen, wie die Romantik der Musik in Webers Euryanthe. Daß es den Tag vorher stark geregnet hatte, und der Himmel noch

verdrüßlich trüb war, mochte wohl allerdings das Seine dazu beitragen.

Dicht am Schloßberge steht ein hohes, schönes Haus, aber das Claurensche Mädchen, was am Fenster saß, war noch viel schöner. Ich versuchte einen kleinen Roman in Claurenscher Manier, aber ich strich ihn aus, um schnell nach Wien zu kommen.

Ich wüßte sonst von Grätz nichts Charakteristisches mehr zu erzählen, als daß der Adel der Provinz, der sogenannte Kavalier, hier noch seine erste Heldenrolle spielt, daß man viel Krucifixe sieht, und daß ich des Nachts auf dem Heimwege die Stadt wo anders suchte, als wo sie war. Durch diesen Irrthum gerieth ich in's Freie; im Oesterreichischen ist alle Freiheit ein Irrthum, nur die Liebe ist frei, sehr frei. Irgendwo muß diese göttliche Krankheit der Menschen herausfahren.

Trotz dem, daß ich mich so spät noch verirrte, und also noch später nach Hause kam, fand ich die Wirthsstube meines Gasthauses noch belebt. Es wurden noch „Hähndl" verspeis't, und Seidel getrunken. Die gebacknen Hähndl sind bekanntlich der Mittelpunkt der österreichischen Nationalität, und es ist ein historischer Fehler, daß sie nicht ein gebacknes Hähndl im Wappen haben. Der Franzose liebt die Freiheit, der Engländer die Unabhängigkeit, der Italiener die Schönheit, der Deutsche die Bücher und der Oesterreicher die „Hähndl, wenn se gebocken sind."

An einem Tische war besonders viel „Spektokel," da wurde die Nesi am Meisten beklätschelt, da schien's die besten „Schnoken" zu geben. Der

Hauptredner war ein magrer Gerichtsschreiber mit einen unorthographischen Ausdruck im Gesicht, welcher die Gesellschaft damit so vortrefflich unterhielt, daß er sich hochdeutsch zu sprechen bemühte. Das ursprünglich Komische für diese Leute war das Berlinische. Unter dieser Firma nahmen sie aber Alles hin, was von ihrer Mundart abwich, und besonders komisch war ihnen die volle, richtige Aussprache der Doppelvokale und Diphthongen. Der Berliner ist ihnen eine komplet lächerliche Figur, und ich habe auf allen österreichischen Bühnen bemerkt, daß der Aufschneider, der Poltron, der Hasenfuß stets sich bestrebte, hochdeutsch zu sprechen. Denn das heißt bei ihnen berlinisch, die lächerlichen Nüancen des scharfen, giftigen Jargons der Märker können sie mit ihren verweichten Organen nicht zu Stande bringen.

Der Berliner heißt dort so viel, als bei uns der Staberl.

So wie sie indeß bemerkten, daß ich aus Deutschland sei — so heißt Ihnen das Land, wo nicht österreichisch gesprochen wird — wurden sie verlegen. Die Kinder machen sich über den Schulmeister nur lustig, wenn er nicht in der Nähe ist. Die Beschränktesten fühlen es, daß sie durch die Institutionen zurückgehalten sind in der Kultur, und um das drückende Gefühl los zu sein, machen sie sich zuweilen über die Kultur lustig. Bald aber kehren sie zu jener übertriebenen, entwaffnenden Bescheidenheit zurück, welche ein Theil ihres liebenswürdigen Wesens ist, und dann erniedrigen sie sich selbst tiefer als sie nöthig hätten.

Nur die freigegebene Kultur findet den richtigen und würdigen Weg der Schätzung. —

— Resi leuchtete mir zu Bett, und fragte, ob ich noch was zu „schoffen" hätte, und bei frühem Morgenstrahle flog ich zum Thor hinaus. Die erste Person, die uns begegnete, war ein Ligorianer. Dieser Orden steht in dem Rufe, die ausgezeichnetsten Hausfreunde zu liefern, und ist darum noch sehr in Aufnahme.

Wir flogen mit der goldnen Sonne durch die stillen Waldberge. Ich bemerke hierbei, daß die Lobpreisungen der Steyrischen Natur mehr die Alpen Obersteyermarks angehen mögen, wohin die besseren Wiener ihre Sommerausflüge machen. Zu meiner stummen Reisegesellschaft kam eine Nonne, ich hatte solch' eine antiquarische Naturseltenheit niemals in der Nähe gesehen, wurde aber jetzt durch fromme Intriguen in's Kabriolet verwiesen, weil ich mich gottlos aufgeführt hatte. Wir saßen nämlich bald nach Ankunft jenes geistlichen Möbels in einem kleinen Städtchen bei Tisch, es wurde in allerlei Sprachen gebetet, das Essen blieb aber schlecht, und einige unchristliche Aeußerungen, ja, ich glaube der Gottseibeiuns selber, entfuhren mir zu wiederholten Malen. Man bekreuzigte sich, und rückte weiter von mir. Die Nonne mit ihrem Fastengesichte redete der schönen Wienerin zu, Gott die Ehre zu erweisen, und in's Kloster zu gehn, und die Wienerin nickte mit dem Kopfe. Es schnitt mir durch's Herz, daß dieser schöne, gottgefällige Leib niemals zur Freude geweckt werden sollte, ich lief hinaus, und trieb den Kondukteur zur Abfahrt. Es ist entsetzlich, du großer Gott der Liebe, Freude und Schönheit, wie sie

deine schöne Welt mißhandeln. Früher hatte ich immer gedacht, nur die abgeliebten und abgelebten Weiber seien Nonnen geworden, nur wenn sie keinen Mann bekommen, hätten sie den Herrgott geheurathet. Denn die sogenannte Religion ist bei den meisten Weibern das Surrogat der Liebe und hinter dem Gott der Liebe — sagt ein geistreicher Schriftsteller — steht immer der liebe Gott. Aber die unerfahrnen Blumen abreißen und zum Verdorren auf den kalten Altar stellen zu sehn, das bewegte mein Herz zur schmerzlichsten Trauer.

Die Religionen sind leider nöthig wie die Kinderkrankheiten, aber die besten Kinder gehen dabei zu Grunde.

Mit den Leuten da drin im Wagen mocht' ich nichts zu schaffen haben, wir gehörten in ganz verschied'ne Kirchspiele, waren aus ganz verschiedenen Jahrhunderten, der Kondukteur neben mir schlief, der rothjäckige steyrische Postillon mit dem kernigen, hohen Körper knallte auf seinem breiten, hohen Pferde, ich wußte nichts besseres anzufangen, als über die Unsterblichkeit der Seele nachzudenken. Mit diesem Thema beschäftigen wir uns schon seit vielen Jahrtausenden, ach, und „mer weiß halt nix G'wisses!"

Die Leute im Wagen und die meisten Oesterreicher brauchen doch halt einen ganz andern Himmel: für einen Himmel mit diesem Geschlechte würde ich mich gehorsamst bedanken, und nach den gewöhnlichen Vorstellungen ist die Hölle wirklich bei Weitem interessanter. Da ist doch Raffinement zu erwarten. Ich bin immer noch dafür, daß wir nach verschiednen Sternen weiter vorwärts rücken; mit dem eigentlichen Staberl möcht' ich aber doch gern

wieder zusammen kommen, das ist ein gar zu netter, pudelnärr'scher Kerl. Ich wollte mir's in Wien zum Geschäft machen, die Kultur des Staberl ein Wenig in unsre Richtung zu bringen, damit man mit einiger Gewißheit auf seine einstige Gesellschaft rechnen könne.

Gegen Abend ging es fortwährend bergauf, wir waren am Fuß des Sömmering, auf dessen Gipfel das eigentliche Erzherzogthum Oesterreich beginnt. Dort steht ein steinerner Obelisk, ein einsames Wirthshaus und dunkles Nadelholz, und von hier fällt der Weg steil ab durch dunkle Thalschlünde in die österreichische Fläche hinunter. Es war dunkler Abend geworden, und einzelne Lichter blinkten hie und da aus den schwarzen Tiefen. Einst sind hier die französischen Kanonen der großen Armee abwärts gedonnert zu den blutigen Schlachten an der Donau. Jetzt war mir's in der schweigsamen Abendruhe, als säßen unten in den verborgenen Schluchten des Sömmering, von wo die schüchternen Lichtlein heraufblitzten, jene künstlichen alten Deutschen, die nach dem Freiheitskriege in Deutschland zum Vorschein kamen, als hörte ich wieder jene mystischen, dunkelkräftigen Vaterlandslieder Follens, Schenkendorfs und Theodor Körners, wie wir sie zu Passendorf bei Halle gesungen hatten, als spräche mich wieder jener bärtige Bruder Studio in Lauchstädt um eine Pfeife Tabak an, als sei wieder jener fabelhaft deutsche Kaiser der Mittelpunkt unsers Lebens. Ich gab ihm damals die Pfeife Tabak unter der Bedingung, daß er meinem Kandidaten, dem Könige von Preußen, seine Stimme ertheile — er winkt mit den Augen, drückt mir die Hand und

schweigt und stopft. Ich hatte Deutschland ein schönes Opfer gebracht, und war zufrieden; es war abgemacht, und ich schrieb's meiner Geliebten. Wo war sie hin, jene in Begeisterung gepferchte Jugend? mit welchen andern Gedanken fuhr ich den Sömmering hinunter? und in den Herzen meiner Begleiter war weder von jenen verstorbnen Ideen, noch von den neuen eine Ahnung. Wunderl:che Welt! Und ich selbst dachte mir's gespensterhaft, wenn sich da unten in kleinen Hütten die alten Deutschthümler ihre langen Haare mit den Fingern kämmten, die struppigen Bärte streichelten, mit alten Morgensternen das Kaminfeuer schürten, oder im Nibelungenbuche läsen, und zuweilen hinaushorchten in die todte Nacht, ob des alten Odins Geschrei über Deutschland halle, und zum Aufbruch mahne.

Da war es plötzlich, als bewegten sich die Lichter, und wahrlich, sie kommen näher und näher das Thal herauf, es befiel mich eine Angst, als bräche die Völkerwanderung herein — es waren aber brennende Laternen, die langsam den Berg herauffuhren, und auf den offnen kleinen Wagen saßen gefangene Polen mit verwilderten Schnurrbärten, die nach Triest und von da nach Amerika gefahren wurden. Drinnen in unserm Wagen bekreuzigte man sich vor diesen Bösewichtern, die gleichgültig aus ihren kurzen Pfeifen rauchten. Weiter unten auf dem letzten Wagen sangen sie ein altes polnisches Nationallied, was fremd und wunderlich in die Tannenzweige des Sömmering flatterte. Unheimlich blitzten die Bayonette der österreichischen Soldaten, welche neben den Gefangenen saßen.

Rasch und unempfindlich rollte der Postwagen

vorüber wie ein Jahrhundert neben dem andern. Als ich mitten in der Nacht erwachte, waren wir im flachen Lande, und hinter mir hörte ich den Bäckermeister zum dritten Mal sprechen: „'s regnet holt wieder."

Zum zweiten Male weckte mich die Morgenfrühe auf der Spinnerin am Kreuz, vor meinem Blicke lag ein glänzender Häuserſee, und der Poſtillon knallte, der Kondukteur ſagte mit befriedigendem Lächeln: „Schaun's, Euer Gnoden, dos is Wi=en."

# 57.

# Wien.

---

Die Stadt sah schön, sehr schön aus, wie das Vergnügen selbst. Und wenn man bereits einen Begriff von Wien hat, so ruft man gewiß aus: diese Stadt gehört in diese Gegend, es paßt Alles zusammen, Wien kann nirgends anders stehn, es ist an seinem Orte, und hier ist gut sein, hier muß man sich amüsiren.

Dies Wort ist für Wien erfunden. Die Wiener selbst sagen, „unterholten — nu ie hoff', daß Sie sich gut unterholten."

Ja, ja, so mußte Wien aussehen, ich hatte mir's so vorgestellt — ein weites behagliches Thalbecken, rings mäßige, grüne Berge, überall frischer, lichtgrüner Rasen, frisches lichtgrünes Laub, inmitten die bequem hinschlendernde Donau, blitzende weiße Häuserreihen, Bäume dazwischen, und wieder Häuser und

Bäume bis in die Berge hinein. Man knöpft sich die Weste auf, um die behagliche Wiener Luft an die Brust zu lassen. Und es paßte Alles so vortrefflich: es war ein frischer, üppiger Septembermorgen, die Sonne schien vortrefflich, ein warmer Nachtregen hatte Alles erquickt, und da unten blitzten die tausend Fenster. Na, dacht' ich, hier wird's einmal Vergnügen geben, und tausend Fenster, in die ich hineinkucken will, sind viel zu wenig, und, und — ja ich wußte nicht, was ich sagen sollte, aber es war mir ganz charmant zu Muthe.

Die Hausknechte fegten die Straßen, es war noch früh am Tage, die Stubenmadl schlüpften an den Häusern hin: und gaben sich nicht viel unnütze Mühe, die blanken Schultern zu bedecken, das Tüchlein war doch zu schmal, die Backen waren roth geschlafen, die Pantoffeln klapperten unter den weißen, glatten Strümpfen, und wenn man sie ansah, da lachten sie. Es war Alles richtig, die ganze Atmosphäre war amüsant, man sah's den Häusern an: hier gibt's lauter Vergnügen, sie haben so etwas onkelartiges, so etwas von einem guten alten Hausfreunde, der immer nur Vergnügen zu machen trachtet, der niemals über schlechte Zeiten klagt.

Die Städte haben wirklich ausdrucksvolle Physiognomien: wer könnte z. B. nach Berlin hineinfahren und den vornehmen Straßen die hochdeutsche Sprache, das vornehme, verständige Wesen, die protestantische Abgeschmacktheit nicht ansehen, wer kommt nach Hanover, und sieht nicht in den leeren, glatten Gassen das leere, förmliche Adelthum mit den blanken, gescheuerten Spuckkästchen und den blank gescheuerten Hirnkästchen — jedes Haus in Wien sieht fidel aus, Alles lächelt.

Es ist allerdings jenes Lächeln bei ältlichen Personen, die sich noch gern amüsiren, es ist kein junges, modernes Lächeln, aber es ist ein behagliches Lächeln. Sogar die versteckten Regierungsgebäude imponiren nicht etwa, sie zucken ein wenig die Achseln und sprechen, „'s muß holt a Ordnung sein," aber sie lächeln auch. Kurz, man sieht's den Häusern und den Menschen an, daß sie sich nur des Tags über „a Bisserl" beschäftigen, daß aber das Vergnügen die Hauptsache ist, der Zweck, auf welchen Alles hinausläuft, man sieht's, daß der Handwerker drauf wartet, das Werkzeug, der Soldat, die Flinte wegzustellen, damit 's losgehe. Ich zappelte in meinem Kabriolet, mich unter die hin und her trippelnden Leute zu begeben, und mit zu fragen: „wie unterhalten wir uns heute?" Denn bis der Wagen in die Mitte der Stadt kam, war Alles lebendig geworden, und die alten schmalen Gassen wimmelten immer lauter von Menschheit. —

Ich war noch nicht in meinem Gasthofe angekommen, und ich wußte es schon, wie das hier gehen würde. Ganz Wien drückt sich beim ersten Anblicke aus. Die ganze Lage der Stadt, nicht glänzend schön, aber pittoresk, aber reizend, üppig, weich, der wärmere Himmel, die kugelrunde Sprache, die fleischigen, saftigen Körper der Wiener, die Sitten und Gebräuche, Alles liegt sich so materiell selig in den Armen, daß man selbst die Arme öffnet. Und in Wien öffnet sie Niemand umsonst. Wien ist sehr menschenfreundlich und liberal.

Und hier sollt' ich ja auch Maria finden, Maria, das blanke, schöne Mädchen! Und wie paßte sie hierher.

Ich werde nimmer jenes Wiener Morgens vergessen. Wie wunderlich, wie thöricht kam mir das

ganze Leben vor, das hinter mir lag mit all' seinen Wissenschaften, seinen Theorieen, seinen rastlosen Gedanken, seinen Freiheitsbestrebungen. Mein Gott, dacht' ich damals, wozu all' die verworrenen Dinge, hier ist Griechenland, hier ist Klassik, der Augenblick gilt, die Sachen sind es, wornach sie aussehen, sie sollen und wollen weiter nichts bedeuten, sie wollen genossen sein, hier ist das ächte Erdenglück, zieh dir den Sammtrock und die weißen Beinkleider an, und geh hinaus auf die Straße, und küsse die Menschen und iß gebackne Hähndl — was geht mich denn der Weltlauf an.

Von gelebt ist wohl gethan!

Die Bücher ruiniren den Unterleib, die Gedanken stören den Schlaf und die Karrière, ich stieg in's Bad, um den alten Menschen abzuwaschen, dann setzt' ich mich zum Frühstück, und nun, dacht' ich, bist du wie Alexander in Babylon angekommen, jetzt beginnt das Leben mit seinen Freuden.

Das Frühstück in Wien ist die Vorrede zu einem jener schönen Romane, deren wir so viele in der Jugend genossen haben, z. B. zu den zwölf schlafenden Jungfrauen: man freut sich kindisch auf all die Dinge, welche der Tag bringen wird. Dann kommt der Barbier, eine wichtige Person in Oesterreich — dies Geschäft wird in Norddeutschland mit sträflicher Oberflächlichkeit getrieben, der Wiener Barbier verrichtet es mit Andacht und niemals ohne Supplementstriche. Wie manches gute alte ist hier auch das epische Talent dieser Leute noch in Uebung, sie erzählen noch, was sich begeben hat und sich begeben könnte, welche homeridische Tugend in den sogenannten feinen Städten leider immer mehr verschwindet. In Wien helfen die Barbiere den Staat konserviren.

Nach hinausgeworfenem Barbier, um mit dem versiegelten Bürgermeister zu reden, verfügte ich mich an die nächste Straßenecke, um den Catalog des laufenden Tages einzusehen. Dort schreien und jubeln die rothen, blauen und grünen Zettel, und verkünden wie die alten lieben Marktschreier, was den Tag über in Wien geschieht. Denn in Wien geschieht nichts als Vergnügen, es ist die Schlaraffenstadt der Kindermährchen. Wo Kinder sind, fehlen auch die Mährchen nicht, und in Wien sind ihrer so viele hunderttausend.

Ich war ein Glückspilz: in feuerrothen Buchstaben brannte es an der Rothenthurm-Bastei, „Sperl in floribus — Sperl in floribus“ murmelte jeder Vorübergehende, und das Vergnügen sprang wie ein Gassenbube über sein Gesicht — „Sperl in floribus“ lief es von Mund zu Mund, von Gasse zu Gasse, wo zwei Leute mit einander sprachen, da drückten sie sich die Hände und sagten: „Heut ist der Sperl in floribus,“ es war eine Vergnügungsemeute, welche mit den Worten „Sperl in floribus“ neben mir herlief von der Ferdinandsbrücke bis hinaus auf die „Wieden,“ es war eine Gesichterillumination durch ganz Wien.

Und ich lief hinterher über den Stephansplatz, die Kärthnerstraße hinauf bis draußen in den Volksgarten, und von da wieder hereinwärts auf die Bastion. Es ist hier im Volksgarten und auf dem nahen Walle ungemein sauber, weiß, schön und glatt. Ein eben so saubres, großes Gebäude steht dicht am Walle, es sieht aus wie glänzendes Kanzleipapier mit zierlichen Buchstaben beschrieben.

Das ist Metternichs Haus.

Eine kleine Brücke führt auf den Wall, zehn Schritte davon ist die Burg, und über diese Brücke

und jene zehn Schritte sieht man oft den Fürsten kommen mit dem Portefeuille der europäischen Konservation in der Hand.

Der Volksgarten ist wunderlich genug sehr nahe dabei. Ich mußte mir aber zugestehen, daß ich mit vielem Glück sogleich die Hauptpersonen einer Stadt zu finden wußte: nach Metternich ist der Sperl die wichtigste Person in Wien. Jener ist Minister des Auswärtigen, dieser Minister des Innern.

Ich werde mich später eines Breitern über Sperls System erklären.

## 58.

# Metternich.

---

Bei den meisten deutschen Schriftstellern, die ihre Bücher nicht eben in der Kanzlei anfertigen, ist es eine hergebrachte Mode, bei dem Namen Metternich einige Verwünschungen auszustoßen, und von Freiheit und Tyrannei zu sprechen. Metternich ist für mich von Seiten der Gewalthaber neuerer Zeit nach Napoleon der größte Mann. Ich mäkle nie an der Größe, ich bin ein Historiker, und Historie ohne Poesie ist ein Unding, und Poesie von einerlei Farbe ist die Langeweile.

Metternich ist ein Held und ein Erdengott und so gut wie ein Achilleus und Cäsar, und Gregor und Napoleon Bonaparte. Die Historie wägt nicht bloß die Prinzipien, sondern auch die Thaten nach ihrer spe-

cifischen Schwere. Metternich hat den alten, schwer bedrohten Absolutismus des Regierens unter allen Stürmen erhalten, er hat ihn gegen die unbändige Republik Frankreich, gegen den unwiderstehlichen, glänzenden Usurpator Napoleon, gegen die melancholischen Freiheitshelden von 13 und 14 gewahrt, er hat ihm den Sieg erfochten gegen die modernen Freiheitsmänner und gegen ihre gefährlicheren Ideen. Er ist der jetzige Gott des Absolutismus, und vor Göttern muß man sich beugen, auch wenn man sie nicht liebt.

Wo man sein Bild in Wien erblickt, da wird man genöthigt, stehen zu bleiben: es ist der Kopf des olympischen Zeus, wie ihn Phydias geformt hat, und die Besorgniß jenes griechischen Kritikers hat mich dabei nicht einen Augenblick verlassen, daß er die Decke des Hauses wie eine Eierschale zerstoßen würde, wenn er sich einmal in seiner ganzen Länge aufrichtete. Es ist sehr möglich, daß Metternich einst das blaue Sternendach des Absolutismus zertrümmert, wenn er seine Glieder im Tode streckt. —

Ich habe nach Napoleon keinen so schönen Götterkopf gesehen, als den Metternich. Wer es nicht weiß, daß er Oesterreich und halb Europa regiert, der darf nur in einen Wiener Kunstladen oder auf dem Josephsplatze, in die Porzellanniederlage treten, er wird es erfahren. Dort hab' auch ich's erfahren, was ich von diesem Manne zu halten habe. Und diese schönen Zeusköpfe sind ächt, die hohe, weiche Stirn, die stolz gewölbten Augen und der vornehme Zug über die edle Nase und den schmalen, feinen Mund hinweg, alle diese Kennzeichen des Olympiers

sind wirklich sein — es war in dem glänzend erleuchteten Theater der alten Stadt Prag, wo ich ihn in die Loge treten sah, wo ich jene Bilder mit ihm vergleichen konnte.

Er stammt aus einem alten Geschlecht am Rheine und ist 1773 geboren. Vorfahren von ihm haben auf den rheinischen Kurstühlen gesessen. Sein Vater war wie er österreichischer Minister, und regierte 1791 die Niederlande, welche damals noch österreichisch waren. Jener Georg Metternich, der auf dem berüchtigt gewordenen Rastadter Kongresse Oesterreichs Kommissarius war, ist der Vater dieses Clemens Metternich. Er begann seine große Carriere mit den verschiedenen Gesandtschaftsposten, erst bescheiden in Dresden, dann in Berlin um die wichtige Zeit, als sich Napoleon die Krone aufsetzte, Hanover okkupiren und den Herzog von Enghien erschießen ließ, endlich Aug' im Auge jenes Chronos, der seine Kinder verschlang, in Paris selbst.

Man erzählt mehrere Witzworte Napoleons über Metternich, der schön gewachsene, Damen suchende osterreichische Kavalier schien ihm nicht gefährlich. Und Napoleon hat außer dem Winter und der Freiheitsluft keinen gefährlicheren Feind in Europa gehabt, als den Fürsten Clemens Metternich, selbst Pitt in England hat ihm nicht so viel geschadet. Vom Jahre 1805 an waren alle Kontinentalkriege gegen Napoleon Gedanken aus Metternichs Herzen, und nicht die Brautmusik bei der Hochzeit von der Tochter seines Kaisers, nicht der schöne König von Rom, welchen die Habsburgerin dem Napoleon gebar, nicht die natürlichsten Gefühle hielten ihn ab, seinem größern Plane treu zu bleiben, wie die

Kreuzritter jenem Schwure, das heilige Grab zu befreien.

Jenes heilige Grab war aber das alte historische Bett der Legitimität, auf welches sich der korsische Abenteurer mit Stiefel und Sporn geworfen, was er mit Koth besudelt hatte, mocht' es auch Siegeskoth der wunderbarsten Schlachten sein. Je mehr er Verdienste besaß, um so eher mußte er herunter vom Sitz des heiligen Ludwig, denn nicht die rohe Jakobinerfaust, sondern die weiße, schöne Hand Napoleons war dem Prinzip des unwandelbaren, legitimen Rechts gefährlich. Nicht die Gemeinheit fürchtet der Vater eines jungfräulichen Mädchens, sondern die Größe.

Und so erschien er denn, jener Clemens Metternich, den Napoleon als junger Kaiser verspottet hatte, das Gespenst von Napoleons Legitimität, das Gespenst, das ihn daran erinnerte, er sei noch lange nicht sein Enkel, so erschien er denn zum letzten Male vor ihm in Dresden 1813 am Schlusse jenes bedrohlichen Waffenstillstandes. Es war derselbe Damen suchende Kavalier aus Oesterreich, welcher vor sieben Jahren nach Paris gekommen war, aber dießmal ließ er bekanntlich jenen kleinen Hut liegen, welcher dem Kaiser aus der Hand fiel beim heftigen Auf- und Niedergehen.

Wenige Monate darauf, als der nächste Frühling kam, war Metternichs Schwur erfüllt und das heilige Grab erlös't vom Renegaten. Es kamen die Jahre, wo kleine englische Mädchen den gelähmten Riesen auf St. Helena Whist spielen lehrten; und wo die siegreichen Schlachten Metternichs begannen,

die Schlachten zu Wien, Aachen, Troppau, Laybach, Verona, Münchengrätz und wiederum zu Wien, die Schlachten für das Staatsprinzip vor Luthers Zeit. Metternich ist vielleicht der einzige Mann in Europa, der es weiß, daß das Christenthum und jeder alte Glaube mit Luther zu Ende ging — Oesterreich und Metternich haben darum jede Art von Lutherthum bekämpft bis auf das Blut. Denn er hält mit Recht eine halbe Religion und einen halben Absolutismus für eben so schlimm, als Irreligiosität und Republik, er fürchtet eine chronische Krankheit eben so wie eine akute.

Und diese Ganzheit ist das Imponirende jenes Systems. Wer weiß übrigens, wie viel Systematisches man ihm unterlegt, es ist das schöne Geschick großer Männer und der historische Ausdruck ihrer Größe, daß die Hauptgedanken des Zeitalters zu den ihrigen gemacht werden, sie mögen Ansprüche darauf haben oder nicht. Uebrigens ist Metternich aufmerksam auf alles Geschriebene, er läßt sich jedes wichtige Buch aus der Buchhandlung holen, er belauscht jedes Flüstern des Zeitstromes. Ich weiß nicht, ob er den absoluten Glauben, den er verlangt, selbst theile, ob er fähig ist, ein System zu erfinden, seine Fähigkeit, für ein System zu erfinden, betrachte ich mit Bewunderung, ob ich auch dieß System niemals geliebt habe.

Dieß System ist übrigens nicht so künstlich als es die Leute machen, aber es ist ganz, und dieß ist sein Vorzug. Die Dinge sind nicht das Resultat tiefer gelehrter Studien, sondern das Resultat der Tage und Wochen, die man ungestört kommen und gehen

läßt, und die einfache Sorge, alle Aenderung in diesen Tagen und Wochen zu vermeiden.

Mit dem ersten Gedanken der Reformation ward das ganze frühere Menschensystem erschüttert, die unmittelbare Verbindung mit dem Himmel ward aufgehoben, der Glaube und jede unbezweifelte Autorität hörten auf. Seit jener Zeit behelfen wir uns in Staat und Religion mit Surrogaten, welche bald Protestantismus, bald Constitution heißen. Das hat Oesterreich von jeher geahnt, und Metternich weiß es vielleicht. Um diesen Glauben jeglicher Hinsicht, nicht bloß um den an die Jungfrau Maria, hat es so viel Tausende von Menschen und Gulden in den dreißigjährigen Krieg, in die Kriege mit Napoleon geworfen. Dieser Glaube, der älteste und umfassendste Restaurationsglaube ist jetzt noch am Stolzesten verkörpert in Clemens Metternich, er ist der moderne Philopömen, jener gewaltige Grieche, welcher die alten Götter und Reiche vor den neuen Römern schützen wollte.

Ich glaube nicht an seinen Sieg, denn er ist auf einen bloßen Vertheidigungskampf beschränkt, ich glaube aber auch nicht an einen dauernden Sieg seiner Gegner, wenn sie nicht tiefere Staatsformen erfinden, wenn ihnen nicht ein neuer Messias kommt. Ist es vorbei, daß der Staat an den Himmel geknüpft werde, oder ist der Himmel immer nöthig zur Dauer menschlicher Institutionen? Seit die direkte Verbindung des Staats mit den Göttern durch Zweifel und Thatsache gelöst worden ist, seit man den Absolutismus zertrümmert hat, ist nur eine Gleichgewichtstheorie erfunden worden, die wir repräsentative Verfassung nennen. Alle Staatsverhältnisse errei-

chen ihre Endschaft mit der Quadratmeile, das sogenannte natürliche Recht ist ihre sublimste Erweiterung, ihre höchste Transcendenz — und dabei schwören wir Eide, und berufen uns auf Dinge, deren Gewichte nur an einer Verbindung mit dem Himmel, an einer Religion hängen, und werfen's einander vor, wenn diese Eide weggeworfen werden wie abgenutzte Handschuhe. Von dem System einer Nützlichkeitsübereinkunft erwarten wir Treue, Glauben, Gewissen, lauter Dinge, die nur in religiöser Atmosphäre bestehen können, mit einem Balancirsysteme begnügen wir uns.

Es mag unpassend scheinen, in Zeiten der Gefangenschaft zu spekuliren, und von Reisen zu sprechen bei verschlossenen Pforten, Börne kann und soll es nicht billigen, denn er hat ein anderes Geschäft, das Geschäft für Heute und Morgen — aber wenn ich von Metternich rede, das heißt, von der ganzen Restauration, so muß ich auch von einem ganzen Fortschritt reden.

Erfindet jenen Mittelpunkt der Nothwendigkeit, welcher Glück und Harmonie auf Jahrhunderte sichert, zeugt einen Messias, wir brauchen ihn. Ich kann mich oft der Furcht und Hoffnung nicht entschlagen, wir seien erst im Stadium Johannes des Täufers, und die Weihnacht werde noch kommen, und während des bedenklichen Zwielichts jetziger Tage, lasse ich den poetischen Gelüsten ihren Willen, und ergötze mich zu Wien an der Heldenfigur Metternichs, deren Umgebung mich zum Danke dafür erdrücken würde, käm' ich in ihre Nähe. Man muß übrigens Metternich niemals verantwortlich machen für die berüchtigten Polizeihandthierungen, für das, was man kurzweg

„österreichisch" zu nennen pflegt: er steht am Steuer, und sieht über das Meer, und der Matrosenlärm im Schiffsraume kümmert ihn nicht, er vertritt das österreichische System aber nicht Oesterreichs Verwaltung, er ist kein Polizist. —

Aber im Allgemeinen — bin ich nicht schon ein scharmanter Oesterreicher geworden, ein Oesterreicher, mit aufgeklärten Ideen? Sollte nichts aus mir werden können? — Ich saß auf einer Bank jener schönen Terrasse unweit Metternichs Hause, die Morgensonne schien warm und liebenswürdig, und ich ging ernstlich mit mir zu Rathe, ob ich denn ganz verderbt, ob nicht eine Richtung in mir aufzufinden sei, mit welcher ich einige Wochen in Wien existiren könne. Und wenn ich auch alle Tage dasselbe sprechen müßte. Man sagt, eine gute Natur hilft sich immer selbst, auch die meine hat sich geholfen; ich will nur aufhören, sonst bring' ich's am Ende gar noch zu einem Orden, und das Buch wird gar zu dick.

Ich bin sehr neugierig darauf, was ich über Wien sagen werde, über diese Stadt eines Paradieses, eines Paradieses ohne Feigenblatt, Schlange und ohne Baum der Erkenntniß. Es ist zu befürchten, daß ich mich durchweg günstig darüber vernehmen lasse, denn mein Magen war zu jener Zeit in ganz vortrefflichem Zustande; und da geh' ich einem Märtyrerthume entgegen ohne Gleichen; ich setze Geist, Liberalismus, Geschmack und Havannahcigarren auf's Spiel, die in Wien nicht zu kaufen sind. Ich meine nämlich die Havannahcigarren, welcher Umstand allerdings unangenehm. Fremder Taback ist nicht erlaubt, das ist ja aber eben Wien, daß man nach

einigen Wochen nichts Fremdes mehr braucht, nichts Ausländisches.

Ist das Kultur oder sonst Etwas? Auf die Beantwortung dieser Frage kommt's allein an. Darin ruht die Schilderung Wiens und unsrer Zeit. Ich und der Staberl, wir woll'n unser Mögliches thun, und wollen's auch nicht verrathen, daß Metternich alt wird wie sein System und sterben muß. Es ist schlimm für seinen Ruhm, wenn ihn der Tod lange warten läßt.

# Inhalt des vierten Theiles.

## 1833.


| | | Seite. |
|---|---|---|
| 39. | Bardolini | 1 |
| 40. | Verona | 10 |
| 41. | Fortsetzung | 34 |
| 42. | Montebello | 42 |
| 43. | Vicenza | 59 |
| 44. | Palladio | 66 |
| 45. | Padua | 77 |
| 46. | Petrarca | 103 |
| 47. | Venedig | 109 |
| 48. | San Marco | 124 |
| 49. | Der Dogenpallast | 129 |
| 50. | Die Venetianer | 134 |
| 51. | Il Rialto | 140 |
| 52. | Lord Byron | 146 |
| 53. | Il Campanile | 160 |
| 54. | Adria | 171 |
| 55. | Triest | 179 |
| 56. | Laybach und Grätz | 188 |
| 57. | Wien | 202 |
| 58. | Metternich | 208 |

28. Die Gesellschaft . . . . . 302
29. Adam . . . . . 318
30. Eindruck und Ton . . . . . 188
31. Tasso . . . . . 120
32. Faust . . . . . 121
33. Der Gesandte . . . . . 109
34. Der Bär in Berlin . . . . . 110
35. Der Bär und der Fuchs . . . . . 116
36. Die Bekehrten . . . . . 121
37. Der Todtenkranz . . . . . 150
38. Der Affe und der Tiger . . . . . 121
39. Der Hund . . . . . 109
40. Der Hund . . . . . 108
41. Der Hund . . . . . 12
42. Der Hund . . . . . 40
43. Der Hund und der Hund . . . . . 20
44. Der Hund . . . . . 25
45. Der Hund und der Hund . . . . . 35
46. Der Hund und der Hund . . . . . 10
47. Der Hund . . . . . 1
48. Der Hund und der Hund . . . . . 1


1833.

Inhalt des dritten Theiles.

28. [illegible] . . . . . 302
29. [illegible] . . . . . 303
30. [illegible] und [illegible] . . . . . 188
31. [illegible] . . . . . 139
32. [illegible] . . . . . 151
33. [illegible] . . . . . 190
34. [illegible] . . . . . 110
35. [illegible] . . . . . 116
36. [illegible] . . . . . 121
37. [illegible] . . . . . 150
38. [illegible] . . . . . 124
39. [illegible] . . . . . 105
40. [illegible] . . . . . 108
41. [illegible] . . . . . 12
42. [illegible] . . . . . 60
43. [illegible] . . . . . 20
44. [illegible] . . . . . 25
45. [illegible] . . . . . 34
46. [illegible] . . . . . 10
47. [illegible] . . . . . 1

28. Mittwoch . . . . . 202
29. Abel . . . . . 203
30. Zuversicht und Glück . . . . . 189
31. Lied . . . . . 130
32. Kain . . . . . 191
33. Zu Grabe tragen . . . . . 199
34. Edle Ehlon . . . . . 110
35. Zu Bette . . . . . 116
36. Die Bauerhütte . . . . . 191
37. Der Todtenbaum . . . . . 150
38. Gut Glück . . . . . 171
39. Bauerlied . . . . . 103
40. Heimath . . . . . 198
41. Frühling . . . . . 12
42. Frühling . . . . . 90
43. Abend . . . . . 20
44. Abendlied . . . . . 13
45. Abendgedanken . . . . . 84
46. Sonntagsfeier . . . . . 10
47. Reisen . . . . . 1
48. Reiselust . . . . . 97


Inhalt des dritten Theiles.

28. Der Hund . . . . . 302
29. Der Affe . . . . . 303
30. Der Fuchs und der Storch . . . . . 305
31. Der Esel . . . . . 307
32. Der Hirsch . . . . . 311
33. Der Rabe . . . . . 313
34. Der Bär, der Bienenkorb und der Gärtner . . . . . 316
35. Der Bauer und der Storch . . . . . 321
36. Der Hahn und der Edelstein . . . . . 323
37. Der Wolf und das Lamm . . . . . 324
38. Der Hund und der Wolf . . . . . 327
39. Der Hund und der Hase . . . . . 329
40. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 331
41. Der Hund und der Koch . . . . . 332
42. Der Hund und der Wolf . . . . . 333
43. Der Hund und der Hase . . . . . 335
44. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 337
45. Der Hund und der Koch . . . . . 338
46. Der Hund und der Wolf . . . . . 339
47. Der Hund und der Hase . . . . . 341
48. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 343
49. Der Hund und der Koch . . . . . 344
50. Der Hund und der Wolf . . . . . 345
51. Der Hund und der Hase . . . . . 347
52. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 349
53. Der Hund und der Koch . . . . . 350
54. Der Hund und der Wolf . . . . . 351
55. Der Hund und der Hase . . . . . 353
56. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 355
57. Der Hund und der Koch . . . . . 356
58. Der Hund und der Wolf . . . . . 357
59. Der Hund und der Hase . . . . . 359
60. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 361
61. Der Hund und der Koch . . . . . 362
62. Der Hund und der Wolf . . . . . 363
63. Der Hund und der Hase . . . . . 365
64. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 367
65. Der Hund und der Koch . . . . . 368
66. Der Hund und der Wolf . . . . . 369
67. Der Hund und der Hase . . . . . 371
68. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 373
69. Der Hund und der Koch . . . . . 374
70. Der Hund und der Wolf . . . . . 375
71. Der Hund und der Hase . . . . . 377
72. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 379
73. Der Hund und der Koch . . . . . 380
74. Der Hund und der Wolf . . . . . 381
75. Der Hund und der Hase . . . . . 383
76. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 385
77. Der Hund und der Koch . . . . . 386
78. Der Hund und der Wolf . . . . . 387
79. Der Hund und der Hase . . . . . 389
80. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 391
81. Der Hund und der Koch . . . . . 392
82. Der Hund und der Wolf . . . . . 393
83. Der Hund und der Hase . . . . . 395
84. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 397
85. Der Hund und der Koch . . . . . 398
86. Der Hund und der Wolf . . . . . 399
87. Der Hund und der Hase . . . . . 401
88. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 403
89. Der Hund und der Koch . . . . . 404
90. Der Hund und der Wolf . . . . . 405
91. Der Hund und der Hase . . . . . 407
92. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 409
93. Der Hund und der Koch . . . . . 410
94. Der Hund und der Wolf . . . . . 411
95. Der Hund und der Hase . . . . . 413
96. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 415
97. Der Hund und der Koch . . . . . 416
98. Der Hund und der Wolf . . . . . 417
99. Der Hund und der Hase . . . . . 419
100. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 421
101. Der Hund und der Koch . . . . . 422
102. Der Hund und der Wolf . . . . . 423
103. Der Hund und der Hase . . . . . 425
104. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 427
105. Der Hund und der Koch . . . . . 428
106. Der Hund und der Wolf . . . . . 429
107. Der Hund und der Hase . . . . . 431
108. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 433
109. Der Hund und der Koch . . . . . 434
110. Der Hund und der Wolf . . . . . 435
111. Der Hund und der Hase . . . . . 437
112. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 439
113. Der Hund und der Koch . . . . . 440
114. Der Hund und der Wolf . . . . . 441
115. Der Hund und der Hase . . . . . 443
116. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 445
117. Der Hund und der Koch . . . . . 446
118. Der Hund und der Wolf . . . . . 447
119. Der Hund und der Hase . . . . . 449
120. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 451
121. Der Hund und der Koch . . . . . 452
122. Der Hund und der Wolf . . . . . 453
123. Der Hund und der Hase . . . . . 455
124. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 457
125. Der Hund und der Koch . . . . . 458
126. Der Hund und der Wolf . . . . . 459
127. Der Hund und der Hase . . . . . 461
128. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 463
129. Der Hund und der Koch . . . . . 464
130. Der Hund und der Wolf . . . . . 465
131. Der Hund und der Hase . . . . . 467
132. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 469
133. Der Hund und der Koch . . . . . 470
134. Der Hund und der Wolf . . . . . 471
135. Der Hund und der Hase . . . . . 473
136. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 475
137. Der Hund und der Koch . . . . . 476
138. Der Hund und der Wolf . . . . . 477
139. Der Hund und der Hase . . . . . 479
140. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 481
141. Der Hund und der Koch . . . . . 482
142. Der Hund und der Wolf . . . . . 483
143. Der Hund und der Hase . . . . . 485
144. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 487
145. Der Hund und der Koch . . . . . 488
146. Der Hund und der Wolf . . . . . 489
147. Der Hund und der Hase . . . . . 491
148. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 493
149. Der Hund und der Koch . . . . . 494
150. Der Hund und der Wolf . . . . . 495
151. Der Hund und der Hase . . . . . 497
152. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 499
153. Der Hund und der Koch . . . . . 500
154. Der Hund und der Wolf . . . . . 501
155. Der Hund und der Hase . . . . . 503
156. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 505
157. Der Hund und der Koch . . . . . 506
158. Der Hund und der Wolf . . . . . 507
159. Der Hund und der Hase . . . . . 509
160. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 511
161. Der Hund und der Koch . . . . . 512
162. Der Hund und der Wolf . . . . . 513
163. Der Hund und der Hase . . . . . 515
164. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 517
165. Der Hund und der Koch . . . . . 518
166. Der Hund und der Wolf . . . . . 519
167. Der Hund und der Hase . . . . . 521
168. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 523
169. Der Hund und der Koch . . . . . 524
170. Der Hund und der Wolf . . . . . 525
171. Der Hund und der Hase . . . . . 527
172. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 529
173. Der Hund und der Koch . . . . . 530
174. Der Hund und der Wolf . . . . . 531
175. Der Hund und der Hase . . . . . 533
176. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 535
177. Der Hund und der Koch . . . . . 536
178. Der Hund und der Wolf . . . . . 537
179. Der Hund und der Hase . . . . . 539
180. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 541
181. Der Hund und der Koch . . . . . 542
182. Der Hund und der Wolf . . . . . 543
183. Der Hund und der Hase . . . . . 545
184. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 547
185. Der Hund und der Koch . . . . . 548
186. Der Hund und der Wolf . . . . . 549
187. Der Hund und der Hase . . . . . 551
188. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 553
189. Der Hund und der Koch . . . . . 554
190. Der Hund und der Wolf . . . . . 555
191. Der Hund und der Hase . . . . . 557
192. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 559
193. Der Hund und der Koch . . . . . 560
194. Der Hund und der Wolf . . . . . 561
195. Der Hund und der Hase . . . . . 563
196. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 565
197. Der Hund und der Koch . . . . . 566
198. Der Hund und der Wolf . . . . . 567
199. Der Hund und der Hase . . . . . 569
200. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 571
201. Der Hund und der Koch . . . . . 572
202. Der Hund und der Wolf . . . . . 573
203. Der Hund und der Hase . . . . . 575
204. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 577
205. Der Hund und der Koch . . . . . 578
206. Der Hund und der Wolf . . . . . 579
207. Der Hund und der Hase . . . . . 581
208. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 583
209. Der Hund und der Koch . . . . . 584
210. Der Hund und der Wolf . . . . . 585
211. Der Hund und der Hase . . . . . 587
212. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 589
213. Der Hund und der Koch . . . . . 590
214. Der Hund und der Wolf . . . . . 591
215. Der Hund und der Hase . . . . . 593
216. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 595
217. Der Hund und der Koch . . . . . 596
218. Der Hund und der Wolf . . . . . 597
219. Der Hund und der Hase . . . . . 599
220. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 601
221. Der Hund und der Koch . . . . . 602
222. Der Hund und der Wolf . . . . . 603
223. Der Hund und der Hase . . . . . 605
224. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 607
225. Der Hund und der Koch . . . . . 608
226. Der Hund und der Wolf . . . . . 609
227. Der Hund und der Hase . . . . . 611
228. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 613
229. Der Hund und der Koch . . . . . 614
230. Der Hund und der Wolf . . . . . 615
231. Der Hund und der Hase . . . . . 617
232. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 619
233. Der Hund und der Koch . . . . . 620
234. Der Hund und der Wolf . . . . . 621
235. Der Hund und der Hase . . . . . 623
236. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 625
237. Der Hund und der Koch . . . . . 626
238. Der Hund und der Wolf . . . . . 627
239. Der Hund und der Hase . . . . . 629
240. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 631
241. Der Hund und der Koch . . . . . 632
242. Der Hund und der Wolf . . . . . 633
243. Der Hund und der Hase . . . . . 635
244. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 637
245. Der Hund und der Koch . . . . . 638
246. Der Hund und der Wolf . . . . . 639
247. Der Hund und der Hase . . . . . 641
248. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 643
249. Der Hund und der Koch . . . . . 644
250. Der Hund und der Wolf . . . . . 645
251. Der Hund und der Hase . . . . . 647
252. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 649
253. Der Hund und der Koch . . . . . 650
254. Der Hund und der Wolf . . . . . 651
255. Der Hund und der Hase . . . . . 653
256. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 655
257. Der Hund und der Koch . . . . . 656
258. Der Hund und der Wolf . . . . . 657
259. Der Hund und der Hase . . . . . 659
260. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 661
261. Der Hund und der Koch . . . . . 662
262. Der Hund und der Wolf . . . . . 663
263. Der Hund und der Hase . . . . . 665
264. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 667
265. Der Hund und der Koch . . . . . 668
266. Der Hund und der Wolf . . . . . 669
267. Der Hund und der Hase . . . . . 671
268. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 673
269. Der Hund und der Koch . . . . . 674
270. Der Hund und der Wolf . . . . . 675
271. Der Hund und der Hase . . . . . 677
272. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 679
273. Der Hund und der Koch . . . . . 680
274. Der Hund und der Wolf . . . . . 681
275. Der Hund und der Hase . . . . . 683
276. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 685
277. Der Hund und der Koch . . . . . 686
278. Der Hund und der Wolf . . . . . 687
279. Der Hund und der Hase . . . . . 689
280. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 691
281. Der Hund und der Koch . . . . . 692
282. Der Hund und der Wolf . . . . . 693
283. Der Hund und der Hase . . . . . 695
284. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 697
285. Der Hund und der Koch . . . . . 698
286. Der Hund und der Wolf . . . . . 699
287. Der Hund und der Hase . . . . . 701
288. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 703
289. Der Hund und der Koch . . . . . 704
290. Der Hund und der Wolf . . . . . 705
291. Der Hund und der Hase . . . . . 707
292. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 709
293. Der Hund und der Koch . . . . . 710
294. Der Hund und der Wolf . . . . . 711
295. Der Hund und der Hase . . . . . 713
296. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 715
297. Der Hund und der Koch . . . . . 716
298. Der Hund und der Wolf . . . . . 717
299. Der Hund und der Hase . . . . . 719
300. Der Hund und das Stück Fleisch . . . . . 721

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laube, Heinrich,

Reisenovellen

Bd.: 4

Mannheim 1847
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.717(4/7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095782-1